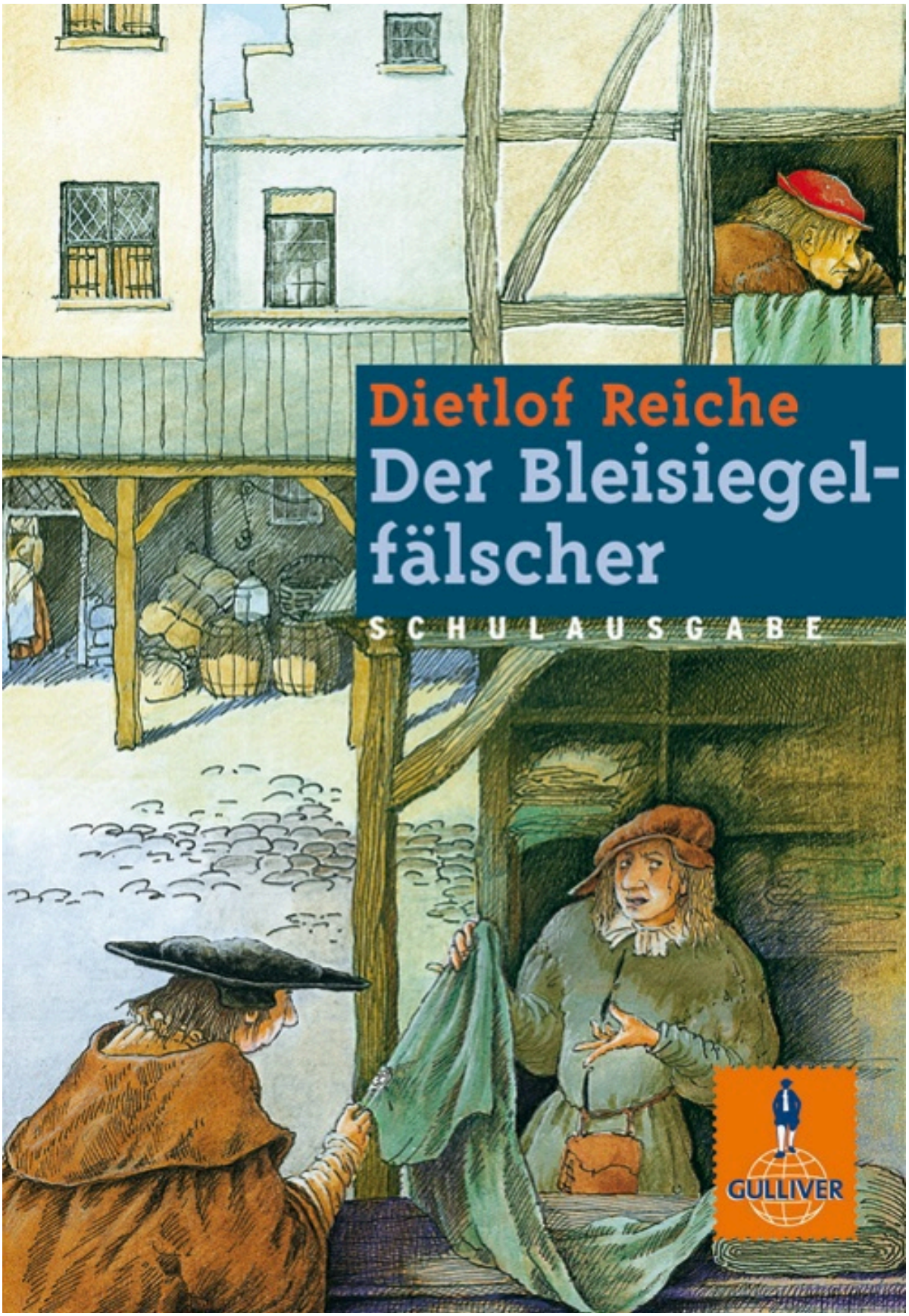

Dietlof Reiche
Der Bleisiegel-fälscher
SCHULAUSGABE
GULLIVER

Reiche, Dietlof

Der Bleisiegelfälscher

Historischer Roman

BELTZ

Impressum

Besuchen Sie uns im Internet:
www.beltz.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung eingescannt und in ein Netzwerk eingestellt werden. Dies gilt auch für Intranets von Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

Copyright © 2005 Verlagsgruppe Beltz, Julius Beltz GmbH & Co. KG

Konvertierung e-book Zentrale Medien, Bochum
e-book ISBN: 978-3-407-74177-6

Menü

Buch lesen
Inhaltsübersicht
Impressum

Inhaltsübersicht

Sieben Kreuzer und keinen ...

Es ist ein Brief von ...

Doch hatte Martin mit ...

Als Kratzer und Martin ...

Im Kanzleigebäude am Rathaus ...

Endlich erscholl durchdringend das ...

Am späten Nachmittag kam ...

Später saß Martin in ...

Christian richtete sich auf ...

Ihr werdet unverschämt, Kratzer.

Christian glaubte, den Alten ...

Also, ich hol den ...

Als Ostertag sich vom ...

Er wandte sich an ...

Vorsichtig zog Kratzer sein ...

Er nahm sich die ...

Vom Wendelstein scholl das ...

Sie waren mittlerweile auf ...

Die beiden Meister saßen ...

Oswald warf seinen Hut ...

Jetzt werden sie sich ...

Meister Rehe. Ihr als ...

Warum brauchten die so ...

Du warst der Rädelsführer", ...

Martin bückte sich und ...

Die folgende halbe Stunde ...

Martin richtete sich plötzlich ...

Margret schien ruhig und ...

Glossar ...

Nördlingen 1651 (von Zeidler) **1** Rathaus, **2** Georgs-Kirche, **3** Kanzlei-Haus, **4** Trinkstube, dahinter Schuhhaus, **5** Brothaus, **6** Loderanger, **7** Baldinger Tor,

8 Unterer Wasserturm, **9** Löpsinger Tor, **10** Deininger Tor, **11** Reimlinger Tor, **12** Alte Bastei, **13** Neue Bastei, **14** Berger Tor, **15** Galgenberg

Die Reichsstadt Nördlingen, inmitten des Ries-Kraters gelegen, ist im Jahre 1613 ein blühendes Zentrum der Lodenherstellung. In über vierhundert Werkstätten weben Meister und Gesellen diesen wetterfesten Wollstoff. Die begehrte Ware verkaufen die Nördlinger Handelsherren in ganz Süddeutschland, in der Schweiz und in Österreich.

Montag, 5. April 1613. Martin Wagner, ein Lodwebergeselle auf Wanderschaft, sucht Arbeit in Nördlingen. David, ein hiesiger Geselle, begleitet ihn.

Sieben Kreuzer und keinen Heller mehr.

»Zehn Kreuzer sind üblich. Aber die Zeiten sind schlecht, wir kommen Euch entgegen: neun Kreuzer.«

»Ich sage: sieben und ein halber Kreuzer die Woche. Ihr Burschen vergesst die Kost. Du frisst was weg, so wie du aussiehst. Die Preise klettern ins Blaue, sechs Kreuzer am Tag werden nicht langen, um dich satt zu kriegen.«

Martin rechnete. Sechs Kreuzer für die tägliche Kost machten zweiundvierzig in der Woche. Dazu der Lohn am Sonntag auf die Hand – acht Kreuzer sollten es schon sein, die musste der Alte rausrücken. Das war, zum Teufel, jämmerlich genug. Einen und einen halben Tag musste er bei dem Lohn schuften, bis er im Wirtshaus eine Maß Weißbier bestellen konnte. Auf der anderen Seite: Mehr als acht Kreuzer konnte Kratzer nicht zahlen. Das war Martin klar, seit er mit David die düstere Werkstatt betreten und den klapprigen Webstuhl gesehen hatte. Aber der Alte gefiel ihm. Der hatte ihn nicht gleich gefragt, ob er fleißig zum Beten und zur Predigt ginge. Das taten gewöhnlich die Meister mit Silber im Kasten und Schimmel am Brot. »Acht Kreuzer«, sagte Martin, »mein letztes Wort. Sonst gehe ich wieder. Ihr habt meinen Gesellenbrief gesehen und wisst, was ich tauge.«

Kratzer schlug ein. »Ab heut bist du mein Geselle. Und mein Ruin – das muss gefeiert werden. Kommt nach hinten in die Stube zu einem Schluck Branntwein.«

Mit langen Schritten ging Kratzer voraus. In der Tür bückte er sich, um nicht an den Querbalken zu stoßen. Martin und David schoben sich auf die Bank hinter dem wackligen Tisch in der Stube. In der Ecke glühte auf dem Herd die Asche. Unter der geschwärzten Decke hing der Gestank nach Schafstall: Verdreckte Wolle häufte sich neben der Stiege zum Oberstock. Kratzer sammelte einige Flocken vom Erdboden und warf sie auf den Haufen. Dann stieß er eine Tür auf, sie führte in den Hinterhof. Schwungvoll hob er die Falltür zum Vorratskeller und verschwand.

David stieß Martin an. »Was sagst du zu dem? Über sechzig und gesund wie ein Hirsch. Alle Zähne hat er noch. Bis auf einen, den hat er bei einer Schlägerei verloren.«

»Ich hab’s beim Aushandeln gemerkt, dass der Kratzer beißen kann.«

»Aus den anderen Meistern hättest du keinen Kreuzer über acht rausgeholt, Martin.«

Da tauchte Kratzer wieder auf. Er brachte einen Krug an den Tisch und sagte: »Stimmt. Ein reicher Meister will nicht zahlen und ein armer kann nicht.« Er rieb den grauen Stoppelbart im hageren Gesicht. »Ihr Gesellen könnt euch zusammentun, wie ihr wollt: Wo kein Verdienst ist, ist nichts zu holen.« Mit dem Fuß angelte er sich einen Hocker und nahm Platz. Vorsichtig hob er das Pergament vom Krug ab und schnupperte. »Der ist gut, scharf wie der Höllenhund. Die Maß zu zehn Kreuzer. Aber der Höllwirt hat ihn mir umsonst ausschenken müssen: Ich hab gewusst, dass er ein Fass angestochen hat ohne Erlaubnis der Obrigkeit.« Er setzte an und sein Kehlkopf hüpfte. »Aah – der brennt die Plagen weg.«

Martin und David hielten mit. Dann brach David auf. »Mein Meister kürzt mir den Lohn, wenn ich zu lang ausbleibe. – Meister Kratzer, ich erinnere Euch, dass Ihr den Martin innerhalb von acht Tagen den

Zunftoberen vorstellen müsst, so steht's in der Handwerksordnung. Andernfalls kostet's Euch einen Gulden Strafe.« Damit ging er.

»Dafür einen Gulden an die Zunft?«, fragte Martin. »Ist die Ordnung hier so streng?«

Kratzer nickte düster. »Ein Gulden ist noch wenig. Vor Jahren haben sie gemerkt, dass ich Garn aus Wollresten verwebt hab. Das haben sie vor den Rat gebracht. Zwei Wochen hab ich im Loch gelegen.«

»Sakrament. Und fürs Nachmachen vom Siegel, was gibt's da? Haben sie Euch mal erwischt?«

»Nein, noch nie. Aber ins Loch fliegst du allemal. Und vielleicht jagen sie dich aus der Stadt. Das kommt drauf an, was sie für einen Hass haben.« Kratzer zog den Branntweinkrug zu sich. »Guck nicht wie eine Eule. Ich bin geschickt und hab Glück. Zum Wohl.« Er trank und schwang den Krug. Lauthals begann er zu singen.

»Wir Wulleneweber sind lustige Leut,

harumdi scharumdi schrumm schrumm schrumm.

Wir wirken die Loden aus lauterer Freud,

harumdi scharumdi schrumm schrumm schrumm.

Gamp, Loder, gamp,

mit deiner leeren Wamp,

mit den Zähren sollst du schmeren,

mit der schrumm schrumm schrumm.«

»Willst du wohl ruhig sein!« Die Stimme war dunkel und weich. »Die Mutter schläft.« Auf der halben Höhe der Stiege stand Margret.

Sie hielt den langen Rock und die Schürze mit einer Hand gerafft und stützte sich an dem Deckenbalken über der Ausgangsluke ab. Der Hemdsärmel war zurückgeglitten und hatte einen vollen Arm freigegeben.

Dann lächelte Margret. »Mein Vater säuft und singt, und da sitzt einer, den ich nicht kenne: Also haben wir endlich einen Gesellen.«

»Er heißt Martin und kennt sich aus. Ich mein, mit dem zusammen packen wir's.«

»Nötig wär's. Drei Batzen sind noch im Haus, mehr nicht.« Sie stieg herunter und fuhr in ein Paar Holzschuhe, die neben den Stufen standen. Dann griff sie sich einen Hocker, warf einen prüfenden Blick auf den Herd und setzte sich zu ihrem Vater.

»Das ist die Tochter – meine Margret.«

Sie musterte Martin aufmerksam aus dunklen Augen. »Du siehst aus, als wenn du kräftig zupacken kannst.«

Martin war verwirrt, so geradezu war er die Mädchen nicht gewohnt. Er wollte entgegnen, wusste aber nicht, wie. Der Branntwein wirkte offenbar.

»Ist unser neuer Geselle stumm, Vater?« Margret lächelte und zeigte doppelte Grübchen.

Kratzer kam Martin zu Hilfe. »Lass ihn, der ist schon recht. – Weißt du, Martin, die Margret schafft im Haus und macht die Meisterin, mein Weib kann das nicht mehr. Sie versteht sich auch aufs Handeln, erst die letzten vierzehn Tag war sie über Land und hat Loden ausgeschnitten, auf eigene Rechnung.«

»Der Vater streicht mich gern raus – ich mach halt, was Not tut. Aber wahr ist: Ich hab Freude an eigenen Geschäften.«

Martin nahm sich zusammen. Ihm lag daran, vor Margret nicht als ein Tölpel zu hocken, der den Mund nicht aufbekam. Dieses Mädchen war anders als die schnippischen Meistertöchter, die er kannte.

Hat ein Meister einen Loden (das ist eine Stoffbahn von etwa achtzig Zentimeter Breite und dreißig Meter Länge) fertig gestellt, muss er ihn von Obermeistern der Zunft kontrollieren lassen. Ist der Stoff ordentlich gewebt, bekommt der Loden ein Siegel. Nur gesiegelte Loden dürfen verkauft werden. Das ist strenge Vorschrift.

Eine andere, ebenso strenge Vorschrift bestimmt: Kein Lodwebermeister darf mehr als sechsundzwanzig Loden pro Vierteljahr herstellen. Diese Vorschrift ist uralt und hatte früher ihren Sinn. Jetzt, im Jahre 1613, kann kein Meister mehr von sechsundzwanzig Loden im Vierteljahr leben. Er müsste verhungern, hielte er sich an diese Vorschrift. Also weben die Meister heimlich mehr Loden als erlaubt. Mit diesen Loden jedoch können sie sich bei den Obermeistern nicht blicken lassen. Sie brauchen aber die Siegel. Also fälschen sie.

In der Trinkstube, dem Treffpunkt der Nördlinger Vornehmen, sitzen der Ratsherr Gehring und der Handelsherr Widemann beisammen. Der einflussreiche Gehring ist für die Gerichtsbarkeit in der Stadt zuständig. Widemann ist durch den Fernhandel mit Loden reich geworden. Er hat ein Schriftstück mitgebracht.

»**E**s ist ein Brief von meinem Faktor* in Bozen. Er schreibt … hier, lest selbst, das ist die wichtige Stelle.« Widemann beugte sich vor und bezeichnete sie mit seinem unförmigen Zeigefinger.

Gehring warf einen kurzen Blick auf das Schriftstück.

»Das ist mir zu mühsam. Der Mann führt ja eine schauderhafte Feder. Und Kanzleideutsch schreibt er. Briefe sollte man schreiben, wie man redet. Lest bitte vor.«

»Er hat’s halt nicht anders gelernt. Aber er ist unbedingt zuverlässig.« Widemann schnaufte ein wenig. »Also hört: ›… habe ich solcherlei Geschwätz der Krämer gleichwohl gering geachtet. Des unangesehen habe ich hinfort fleißig Nachfrage gehalten. Und ist mir

jüngst vergangener Tage von etlichen Handelsherren einige Wissenschaft geworden, es sei nicht ohne, was ich von den Krämern gerüchtsweis vernommen. In Sonderheit, berichtet mir vertraulich einer der Herren, habe er die Gewohnheit angenommen, Ballen mit Loden aus Nördlingen aufzuschnüren und betreffs der Beschaffenheit der Siegel zu prüfen.

Item sagt mir obgemeldeter Herr, man könne nicht wissen, ob die Siegel recht seien. Habe er selbsten schon ein gefälschtes Siegel befunden und sei die Fälschung nicht leichtlich zu erkennen gewesen. Dieserhalben könne man nicht mehr vertrauen, dass zu Nördlingen alle Loden durch die Oberen der Zunft nach der Ordnung geschaut würden. Also dass hinfort keine Gewähr für die Güte sei und man nicht wisse, ob die Loden nach dem Herkommen fein gearbeitet.

Und geht überhaupt allhier die Rede um, es sei beim Loderhandwerk zu Nördlingen allerlei verderblicher Mangel und Missbrauch eingerissen. Also dass in summa allhier zu Bozen die Nördlinger Loden in Abgang kommen und bald nicht mehr begehrt werden, obschon sie derzeit noch im Schwange gehen.

Sonsten ist zu vermelden, dass Euch, Herr Widemann, noch kein Nachteil in Zurückweisung von Loden erwachsen ist, wiewohl ich weiß, dass auch zwischen den unsrigen Loden sich solche mit gefälschtem Siegel befunden haben mögen.‹ – So weit der Brief aus Bozen.« Widemann faltete den Doppelbogen zusammen. Schweigend sah er Gehring an.

Auch dieser schwieg anfänglich. Mit den Fingern der rechten Hand trommelte er auf den Tisch. »Eine schöne Schweinerei«, sagte er schließlich. »Wer liefert außer Euch nach Bozen?«

»Die Herren Haider, Ernst, Frickinger, Gundelfinger der Ältere, wohl noch andere. Ich vermute, sie haben ähnliche Nachrichten wie ich erhalten, aber Stillschweigen bewahrt, weil …« Widemann stockte.

»… weil sie wussten und duldeten, dass gefälschte Loden in ihren Lieferungen waren«, ergänzte Gehring, »ausgenommen Frickinger

vielleicht.« Er lächelte spöttisch. »Lieber Herr Widemann, haltet mich doch bitte nicht für einfältig. Ich handle zwar nicht mit Loden, aber ich weiß ganz gut, was gespielt wird.« Nachdenklich strich er sich den Bart. »Das Bild vom Spiel trifft die Sache. Bleiben wir mal dabei, um die Fakten in die Hand zu bekommen. Dann können wir entscheiden, was geschehen muss.

Also: Ihr spielt um Gewinn, um höchstmöglichen Verdienst, das ist das Ziel. Der Ausgangspunkt ist: Unsere Loden genießen einen hervorragenden Ruf. Strenge Vorschriften der Zunft sorgen für ihre Güte. Bester Verdienst also, wenn nicht das dagegen stünde: Unsere Loden sind knapp, zu wenige verlassen die Werkstätten. Die Ursache? Ebenfalls die Zunftvorschriften, sie beschränken die Herstellung. Wie erreichen wir trotzdem das Ziel, den höchstmöglichen Verdienst? Zwei Möglichkeiten gibt es. Die erste ist die: Wir ändern die Zunftvorschriften. Geht aber nicht, jedenfalls nicht im wünschenswerten Maße. Denn wenn wir das uraltgewachsene Gefüge der Zunftordnung zerstören, leidet mit Sicherheit die Güte der Loden. Und wo bliebe dann unser Ausgangspunkt? Das Spiel wäre zu Ende, bevor es begonnen hat. Abgesehen davon: Wir handelten uns Schwierigkeiten mit den sturen Zunftoberen ein, sie denken nun mal anders als wir. – Bleibt also Möglichkeit zwei, diese hier: Wir umgehen die Zunftvorschriften und dulden stillschweigend, dass die Meister mehr Loden weben als erlaubt. Logischerweise dulden wir gleichfalls das Siegelfälschen. – Aber damit ist uns das Ziel nicht sicher, noch können die Würfel gegen uns fallen. Zum einen: Die Zunftoberen kommen uns in die Quere. Unwahrscheinlich, denn die wissen recht wohl, dass die kleinen Meister nur leben können, wenn sie fälschen. Die sind klug genug, die schlafenden Hunde nicht zu wecken. Zum anderen: Die Fälschungen sprechen sich im Lande herum. Wenn das allerdings geschieht, ist das Spiel aus. Den Fernhandel mit Nördlinger Loden können wir dann begraben. Ende.« Gehring kreuzte die Hände auf dem Tisch. »Jedoch«, fügte er hinzu, »dem Himmel sei Dank, noch sind wir nicht so weit. Oder ist Euch auch von anderen Orten Nachricht zugegangen?«

Widemann schüttelte den Kopf. »Nein, keine Klagen sonst. Besonders in der Schweiz, meinem wichtigsten Absatzmarkt, scheint man noch nichts zu wissen.«

»Schön.« Der Ratsherr versank in Nachdenken.

Widemann wartete ab. Er hatte von Anfang an nicht daran gezweifelt, dass Gehring die Bedeutung des Briefes erfassen würde. Unsicher war er sich nur über dessen Reaktion gewesen. Nun war er auch in diesem Punkt einigermaßen beruhigt. Treffsicher, wie Gehring eben die Situation beschrieben hatte, würde er jetzt vermutlich den richtigen Schluss ziehen. Denn nur eine einzige Maßnahme war unter den gegebenen Bedingungen die richtige, davon war Widemann überzeugt. Eine Bedingung war, dass der Fluss der Loden aus den Werkstätten nicht geschmälert werden durfte, allenfalls zeitweilig. Weiter hielt er für unabdingbar: Das allgemeine Schweigen durfte nicht durchbrochen werden, das Schweigen in der Stadt über die Fälscherei. Jeder, ob Handelsherr, Zunftoberer oder Meister, verschwieg dem anderen, dass er davon wusste. Und das Wissen davon, dass der andere wusste. Nur so konnte der Handelsherr sein Spiel machen.

Widemann wurde vollkommen beruhigt, als Gehring jetzt fragte: »Was schrieb Euer Mann von ›Gerede über das Loderhandwerk‹?«

Widemann zitierte aus dem Gedächtnis: »… sei beim Loderhandwerk zu Nördlingen allerlei verderblicher Mangel und Missbrauch eingerissen.«

»Ja. Gut, so hört, was ich beschlossen habe.« Gehring setzte sich noch aufrechter, als er sich ohnehin schon hielt. »Ihr Handelsherren mäßigt Euch eine Zeit lang, was das Versenden gefälschter Loden angeht. Die betroffenen Herren werden das in der gegenwärtigen Lage von selbst tun, dazu bedarf es keiner Maßnahmen. Ich erwähne es auch nur der Vollständigkeit halber. Jetzt der Kern meines Entschlusses: Damit die Ordnung wiederhergestellt wird und die Handelsherren draußen beruhigt sind, werden wir zeigen, dass wir durchgreifen. Der Rat wird also einen Meister festsetzen und

wegen Lodenfälschens bestrafen, dafür werde ich sorgen.« Kalt und leidenschaftslos setzte er hinzu: »Die Strafe wird exemplarisch sein, auch dafür werde ich sorgen. – Ich nehme an, das ist in Eurem Sinne, Herr Widemann.«

Dieser nickte mehrmals. Genau die Maßnahme hatte er sich vorgestellt. Darum hatte er hier in der Trinkstube mit dem Brief auf den Ratsherrn Gehring gewartet. Jetzt blieben noch ein oder zwei Punkte offen. »Ihr seht mich absolut befriedigt«, erklärte er. »Allerdings«, sagte er eilig, da Gehring Anstalten machte, sich zu erheben, »allerdings weiß ich nicht, wie Ihr unliebsame Begleitumstände vermeiden wollt, wenn Ihr den Meister abstraft. Verzeiht, ich will mich nicht in Eure Geschäfte mischen, aber …«

»Ihr überlasst nichts dem Zufall, wie?« Gehring runzelte die Stirn. »Nun gut. In der Tat darf auf die Ehrbarkeit der Handelsherren und der Zunft kein Schatten fallen. Das ist einfach: Wir suchen uns einen kleinen Meister, der schon Dreck am Stecken hat. Und bei seinen Mitmeistern unbeliebt genug ist, dass es kein Geschrei gibt, wenn wir ihn aburteilen. Als einzelner Bösewicht steht er dann da.«

»Und die Zunftoberen?«

»Wie meint Ihr das? – Ach so, Ihr denkt, die könnten protestieren? Nein, das glaube ich nicht. Vorsichtshalber werden wir uns ihres Stillhaltens versichern. Das macht am besten Ihr, Herr Widemann, wenn es so weit ist. Ihr könnt’s mit dem Zunftvorgeher Rehe recht gut. Außerdem bleibt der Rat dann im Hintergrund.« Gehring bemerkte, dass Widemann bedenklich den Kopf wiegte, und sagte: »Damit kein Missverständnis besteht: Es soll kein Unrecht geschehen, der kleine Meister muss tatsächlich Siegel gefälscht haben.«

»Das ist was andres. Aber wie wollt Ihr den richtigen finden?«

»Da gibt’s probate Mittel. Beispielsweise lasse ich mir laufend berichten, was im Handwerk geschieht.«

»Ihr habt einen Zuträger?«

»Mal diesen, mal jenen.« Gehring strich sich den Bart. »Jedoch in diesem besonderen Fall … da muss auch ein besonderer Zuträger her. Einer, der mit Sicherheit das Maul hält, den wir fest in der Hand haben. Der nicht umfallen kann, wenn er merkt, wozu wir seine Informationen brauchen. Hm, lasst mich überlegen …« Er schüttelte den Kopf. »Derzeit habe ich keinen passenden bei der Hand. Aber es wird sich einer finden, das versichere ich Euch. Immerhin kann es einige Wochen dauern. Ich gebe Euch dann Nachricht, Herr Widemann.«

»Ich danke Euch.«

»Keinen Dank, es geschieht zum Wohle der Stadt.«

---

*

Alle mit Sternchen gekennzeichneten Wörter werden im Glossar auf Seite 168f. erklärt.

Martin fühlt sich wohl bei den Kratzers. Mit dem Alten kann er – unvorstellbar sonst zwischen Geselle und Meister – von Gleich zu Gleich reden, und wenn er Margret sieht oder an sie denkt, wird ihm warm. Nur: Margret ist mit Oswald verlobt, einem eitlen Schönling, den Martin herzlich unsympathisch findet. Noch nicht zu Gesicht bekommen hat Martin Margrets kranke Mutter, die ihre Tage in einer Kammer des Oberstocks verdämmert.

Und dann gibt es noch Christian, den missratenen Sohn von Meister Kratzer. Lodwebergeselle zwar, aber ein Säufer und Spieler und so unzuverlässig, dass ihm kein Meister gern Arbeit gibt. Auch Kratzer nicht. Christian wartet darauf, dass er den Webstuhl seines Vater übernehmen kann. Gleich am ersten Abend hat Martin in der »Hölle«, Kratzers Stammschänke, eine heftige Auseinandersetzung zwischen Christian und dem Alten erlebt. Danach ist er entschlossen, Christian aus dem Weg zu gehen.

Doch hatte Martin mit ihm nach dem Auftritt in der »Hölle« noch einmal zu tun bekommen. Eines Tages – Kratzer war auf dem Lodanger* und Margret auf dem Markt – hatte Christian plötzlich in der Werkstatt gestanden. »Da sitzt ja das Bubchen«, hatte er gekrächzt, »und stiehlt mir meinen Lohn.«

Martin hatte das Schiffchen durchgeschossen und so getan, als hätte er ihn nicht gesehen.

Da war Christian dicht hinter ihn getreten. Mit seinen Krallen-Fingern hatte er das Blatt* festgehalten. »Ich rat dir, Bubchen«, hatte er in Martins Ohr gezischelt, »such dir einen anderen Meister, sonst geht’s dir schlecht. Die Arbeit an diesem Stuhl gehört mir. Ich hab ein Recht drauf.«

»Nimm die Hand vom Blatt«, hatte Martin ruhig gesagt.

In diesem Augenblick war Margret erschienen. Sie hatte ihren Korb abgestellt, und dann hatte Martin eine Margret erlebt, die er noch

nicht kennen gelernt hatte: Mit funkelnden Augen war sie auf Christian zugestürzt. »Raus!« Heftig hatte sie an Christians Arm gezerrt. »Raus, aber sofort! Sonst hol ich die Büttel.«

Christian hatte unter wüsten Drohungen das Feld geräumt.

»Hat er dir was getan?«, hatte Margret schwer atmend gefragt.

Martin hatte den Kopf geschüttelt und sie erstaunt angesehen. Und plötzlich hatte er begriffen, dass sie um ihn Angst gehabt hatte. Da war ihm warm geworden, wie abends auf seinem Lager, wenn er an sie dachte.

Seitdem bemühte er sich, ihr zu zeigen, dass er sie gern hatte. Er nahm ihr Arbeit ab, spaltete Holz, achtete auf das Herdfeuer und zerkleinerte auch mal Korn mit Mörser und Stößel. Margret unumwunden zu sagen: »Ich mag dich«, brachte er nicht über sich. Zum einen Teil schob er das auf ihre Zurückhaltung. Zwar lächelte sie ihm häufig zu. Auch hatte er bemerkt, dass sie sich immer auf seine Seite schlug, wenn er mit Kratzer in einen Disput geriet. Aber sie vermied es, längere Zeit mit ihm allein in der Werkstatt oder in der Stube zu bleiben, und zog sich regelmäßig mit dem Spinnrad in den Oberstock zurück. Zum anderen Teil fürchtete er, dass Margret geradezu, wie sie war, sagen würde: »Lieber Martin, das ist hübsch, dass du mich magst. Aber schlag dir aus dem Kopf, dass ich was mit dir anfang. Ich bin versprochen.« Und dann hätte er dagestanden.

Dabei verstand er Margret: Ein Mädchen hatte sorgsam darauf zu achten, dass es nicht ins Gerede kam. Und wenn es einen misstrauischen Verlobten hatte, musste es doppelt vorsichtig sein. Denn Oswald war misstrauisch. Zwar kam er selten ins Haus, aber immer warf er scheele Blicke auf Martin, auch wenn er ihn im »Schwarzen Ross« traf. Nie richtete er das Wort an Martin, was dem auch lieb war. Manchmal hörte er, wie Oswald und Margret in der Stube unterdrückt, aber heftig miteinander stritten. Er konnte nicht verstehen, worum es ging, jedoch glaubte er es zu wissen. Immer noch nicht begriff er, warum Margret sich gerade mit Oswald verlobt hatte.

Martin begleitet Kratzer zur »Lodenschau«: In einem Saalgebäude am Rathausmarkt begutachten »Zeichenmeister« jeden einzelnen Loden und entscheiden darüber, ob er das Siegel bekommt.

Einen der kontrollierenden Zeichenmeister, Spitzbart genannt, hat Martin schon bei anderer Gelegenheit als pedantischen und boshaften Kontrolleur kennen gelernt.

Als Kratzer und Martin den Gang vor dem Saal betraten, mussten sie sich zwischen dicht gedrängt stehende Meister schieben. Die meisten trugen ihre Loden zusammengerollt auf den Schultern. »Drückt mich nicht, Kratzer, wartet's doch ab«, nörgelte einer der Männer, an dem Kratzer sich vorbeischieben wollte.

»Zusammenrücken!«, riefen andere nachdrängende Meister.

»Wärt ihr eher aufgestanden. Jetzt müsst ihr warten«, kam es von vorn.

Martin kannte die Lodenschauen von Dinkelsbühl her. Einen Unterschied hatte er allerdings schon bemerkt: Eine solch gereizte Stimmung hatte es daheim nicht gegeben.

Die Wand zwischen Gang und Saal war mit weiten Durchgängen versehen, Martin konnte von seinem Platz aus den Saal gut überblicken. Keiner der gewöhnlichen Meister hielt sich dort auf, lediglich der Zunftvorgeher Rehe und vier Zeichenmeister standen neben den Schragen, über die die Loden zur Prüfung gehängt werden mussten. In einem der Zeichenmeister erkannte Martin den Spitzbart.

Kratzer war Martins Blick gefolgt. »Der gehört auch jedes Jahr neu zu der Bande.«

»Aber warum? Ich denk, der ist bei keinem beliebt?«

Kratzer zuckte die Achseln. »Hat halt doch seine Spezis unter den Zeichenmeistern. Du weißt ja, wie das läuft: Der Rehe wählt sich

einen Zeichenmeister aus, die beiden dann den zweiten und so fort, bis vier beisammen sind. So sind's immer dieselben und sie können unter sich bleiben. Dass die gewöhnlichen Meister die vier anderen aussuchen dürfen, ist kein Trost. Die Kreaturen wählen auch immer dieselben.«

Kratzer hatte es nicht für nötig gehalten, leise zu sprechen, und von den umstehenden Meistern gab es giftige Blicke.

Ungerührt zeigte er in den Saal. »Da hinten, siehst du den, der grad dazugekommen ist? Das ist der Zunftknecht, der die Siegel anschlägt. Ein schönes Amt hat der, er kriegt die Hälfte vom Schaugeld. Aber wenn du den Posten haben willst, reicht's nicht, dass du Loder bist. Vierhundert Gulden musst du hinterlegen oder mehrere Meister müssen für dich bürgen. Aber natürlich die richtigen.« Er lachte. »Du würdest den Posten nie kriegen.«

Jetzt öffnete sich eine Seitentür und ein Ratsherr betrat den Saal.

Martin schloss dies aus der pelzverbrämten Schaube* und dem Samtbarett.

»Nun kann's losgehn«, sagte Kratzer, »der Ratsherr Ernst ist da.« Gemessenen Schrittes ging Ernst auf seinen Armstuhl an der Wand zu und nahm Platz. Dann hob er die Hand. Und augenblicklich begannen die Meister im Gang verstärkt zu drängeln.

»Diese Narren«, knurrte Kratzer, »so kommen sie auch nicht schneller an den Tisch, wo die Male zugebunden werden.«

Es verging noch einige Zeit, bis Kratzer und Martin an diesen Tisch vorgerückt waren. Er war quer im Gang aufgebaut und hinter ihm standen vier Meister. Kratzer legte seine Lodenrolle ab. Einer der Meister schlug das Ende der Rolle auf und betrachtete es stirnrunzelnd. »Euer Mal ist aber nicht sauber eingewebt. Das ›K‹ sieht man nur schwach.«

»Dafür ist mir das ›J‹ umso schöner gelungen.« Kratzer schmunzelte. Dann aber sagte er verdrossen: »Macht bloß keinen Ärger. Mein Mal ist deutlich zu erkennen. Jeder kann sehen, dass der

Loden von meinem Stuhl kommt. Und deswegen ist das Mal eingewebt, nicht wegen der Schönheit.«

»Ich mein auch nur«, sagte der Meister und begann, das Ende des Lodens mit Schnüren zu umwickeln.

Aufmerksam sah Kratzer zu. »Da schaut noch was durch vom Mal. Wickelt gefälligst etwas sorgfältiger. Die Zeichenmeister können ja gleich sehen, von wem der Loden kommt. Muss ich Euch belehren, dass das nach der Ordnung verboten ist?«

Schweigend schulterte der Meister den Loden und trug ihn in den Saal.

»Jetzt heißt's geduldig warten«, vermutete Martin.

»Das ist nicht gesagt«, erwiderte Kratzer. »Der Zunftknecht darf die Loden nicht auf die Schragen hängen, wie sie kommen. Schön durcheinander müssen sie liegen. Und wenn wir Glück haben, liegt meiner oben.«

Aber sie hatten kein Glück und Martin hatte ausreichend Zeit zu beobachten:

Die Zeichenmeister prüften gründlich. Besonders genau nahm es der Spitzbart. Während er den oben liegenden Loden Elle* für Elle über den Schragen zog, beäugte er jede Handbreit Gewebe. Vermutlich entging ihm kein grober Faden, keine Runzel und keine dünne Stelle. Ununterbrochen bewegte er die Lippen – er zählte die Ellen, die er mit dem Messstock am Loden abgriff. Peinlich genau setzte er dabei den Daumen vor den Stock. Die Daumenbreite durfte zu jeder Elle hinzugezählt werden.

Jetzt hatte er fertig gemessen und der Loden lag in Falten vor dem Schragen. Der Spitzbart band die Schnüre auf, die das Mal verdeckten.

»Meister Bucher!«, rief er.

Bucher löste sich aus einer Gruppe schwatzender Meister.

»Der Loden ist um eine Elle zu kurz.«

Auf dem Gang und im Saal wurde es still.

Bucher war bleich geworden. »Das … das kann nicht sein«, stotterte er.

Der Spitzbart stemmte die Arme in die Seite. »Wollt Ihr damit sagen, dass ich falsch gemessen hab, hä? Ihr könnt ja verlangen, dass nachgemessen wird. Tut Euch keinen Zwang an, hähä.«

Kratzer flüsterte Martin zu: »Wenn er nachmessen lässt und der Loden ist tatsächlich zu kurz, muss er die doppelte Strafe zahlen.«

Inzwischen stand auch Rehe vor Bucher. »Also was ist? Wollt Ihr, dass nachgemessen wird?«

Müde hob Bucher die Schultern. Dann winkte er ab.

»Gut. Einen Gulden Strafe dann. Der Loden bekommt nur das Siegel aus Wachs. Reißt den Vorschlag ab.«

Das war an den Spitzbart gerichtet. Der ergriff das Ende des Lodens, in das der schwarze Endfaden gewebt war, und riss es mit einem Ruck ab. Dann sah er Bucher höhnisch grinsend an.

Langsam nahm Bucher den Loden auf und ging mit schleppenden Schritten zum Ende des Saales, wo die Loden gesiegelt wurden. Seinen »Rissloden« konnte er jetzt nur noch ellenweise auf dem Markt verkaufen. Und dem Handelsherrn Widemann musste er die als Vorschuss gewährte Wolle schuldig bleiben. Diesen Loden nahm der nicht. Und zu allem kam noch der Gulden Strafe.

»Armer Hund«, murmelte Kratzer.

»Warum hat er denn nicht nachmessen lassen?«, fragte Martin.

»Ich kenn den Bucher. Dem passiert’s schon mal, dass er sich vermisst. Er war sich wohl nicht sicher. Vielleicht hat auch die Wolle nicht gereicht und er hat auf sein Glück vertraut. Außerdem ist das mit dem Nachmessen so eine Sache. Da hätte der Bucher einen zum Messen bestimmen können. Aber der Ratsherr Ernst hätte den Zweiten bestimmt. Und im Zweifelsfall hätte der doch das letzte Wort gehabt. – Du bist halt immer der Angeschissene.«

Die Lodenstapel auf den Schragen schmolzen zusammen. Ein Meister nach dem anderen wurde in den Saal gerufen, erhielt das Siegel an seinen Loden geschlagen und entrichtete die Schaugebühr. Zuletzt gab er eine seiner Zählmarken ab, mit denen die Zunft die Zahl der von ihm gewebten Loden kontrollierte. Dann war er entlassen.

Mit zusammengekniffenen Augen beobachtete Kratzer, wie der Gang sich leerte. »Das ist mir noch nie passiert«, murmelte er. »Ich werd doch hoffentlich nicht der Letzte sein?«

Aber er hoffte vergebens: Alle Schragen waren leer, lediglich dort, wo der Spitzbart prüfte, hing noch ein Loden. Und auf dem Gang warteten allein Kratzer und Martin.

Aus den Augenwinkeln spähte der Spitzbart zu ihnen herüber. Dann beugte er sich über den Loden und begann zu messen, eilig und auch nachlässig, wie Martin schien. Bald lag der Loden vor dem Schragen. Der Spitzbart entfernte die Schnüre.

»Oh.« Er tat erstaunt. »Das ist ja das Mal vom Jörg Kratzer. – Meister Kratzer. Seid so gut und bemüht Euch her. An Eurem Loden fehlt leider, leider eine halbe Elle.«

»Das darf nicht wahr sein«, knurrte Kratzer. »Der versucht's tatsächlich.« Mit langen Schritten ging er auf den Spitzbart zu. »Ich hab aufgepasst, du Lump. Den Daumen hast du schlampig angehalten. Betrüger.«

Rehe vertrat ihm den Weg. »Meister Kratzer. Wie könnt Ihr es wagen, so mit einem Zeichenmeister zu sprechen. Ihr beleidigt die Zunft. Mäßigt Euch.«

Aber Kratzer war nicht zu bremsen. »So? Ich beleidige die Zunft? Ich will Euch mal was sagen: Dieser Mistkerl ist eine Beleidigung der Zunft. Und die tut sich die Zunft selber an. Weil gewisse Leute diese Kreatur immer wieder zum Zeichenmeister bestimmen. – Aber was soll's. Ihr steckt ja alle unter einer Decke. Und jeder ist Euch recht. Wenn er nur die Meister kujoniert*.«

Rehe versteifte sich, als hätte er einen Messstock verschluckt. Eisiges Schweigen herrschte im Saal. Der Ratsherr Ernst hatte sich halb von seinem Stuhl erhoben, die Zeichenmeister sahen gespannt auf Rehe.

Nach einer Weile sagte dieser langsam: »Damit seid Ihr zu weit gegangen, Kratzer. Das würde reichen für eine Bestrafung. – Trotzdem werde ich davon absehen und Eure Rede nicht vor den Rat bringen, weil keine anderen Meister sie gehört haben. Aber sie soll Euch unvergessen bleiben, das schwöre ich Euch.«

Kratzer sah Rehe scharf an. Dann rieb er sich den Stoppelbart. »Schwört, was Ihr wollt«, knurrte er. »Aber ich verlange jetzt, dass nachgemessen wird. Die erste Messung war unsauber.«

Martin hatte die Szene mit klopfendem Herzen beobachtet. »Um Kopf und Kragen redet der sich«, war ihm durch den Kopf geschossen. Nun war er erleichtert, dass Kratzer wieder zur Sache kam. Er sprang vor. »Ich hab auch gesehen, dass der Spitz… der Zeichenmeister nachlässig gemessen hat.«

Mit einem Ruck wendete sich Rehe ihm zu. »Ach, der Herr Geselle. Hat der auch was zu sagen? Das wird ja immer besser. – Martin Wagner, was? Geselle beim Kratzer? Schön, schön. Deinen Namen will ich mir gut merken.– Mach, dass du wieder auf den Gang kommst. Hier haben nur Meister was zu suchen.«

Kratzer hatte Martin verwundert angesehen. Jetzt nickte er ihm lächelnd zu. Martin ging auf seinen Platz zurück.

Der Ratsherr Ernst winkte Rehe zu sich. Leise sagte er: »Es war klug, dass Ihr die Sache nicht aufgebauscht habt. Je weniger öffentliches Geschrei es um das Handwerk gibt, desto besser. Aber behaltet den Mann im Auge, der ist gefährlich. Der Geselle ist unwichtig. – Jetzt bringt die leidige Angelegenheit zu Ende. Nachgemessen wird nicht, denn da hat der Kratzer Recht: Euer Mann hat schlampig gemessen, ich hab’s auch bemerkt. Dem solltet Ihr mehr auf die Finger sehen, solche Zwischenfälle wie eben sind vermeidbar. Gebt dem Kratzer sein Siegel und Schluss.«

Rehe nickte. Zu Kratzer hin verkündete er: »Da die Zeit fortgeschritten ist, verzichten wir darauf, den Loden nachzumessen. Er bekommt das Siegel. Aber ich befehle Euch, Meister Kratzer, dass Ihr ihn nach dem Walken gut aufspannt, damit er auf die ordnungsgemäße Länge gezogen wird. Ihr seid entlassen. – Die Zeichenmeister zu mir!«

Eilig scharten sich die Zeichenmeister um Rehe. Er begann, leise und eindringlich auf sie einzureden, vorwiegend jedoch auf den Spitzbart, der immer mehr in sich zusammenkroch.

Kratzer stand unschlüssig. Schließlich raffte er seinen Loden zusammen und trug ihn zum Stock. Der Zunftknecht schob ein quer geschlitztes Bleischeibchen über das Ende des Lodens. Dann legte er das Blei auf den Stock mit dem unteren Prägestempel und setzte den oberen Stempel auf. Ein Hammerschlag – und der Loden war mit dem Nördlinger Adler gesiegelt. Gedankenvoll besah sich Kratzer das Siegel.

»Scheißvogel«, murmelte er dann.

Schon von weitem hörten Kratzer und Martin den Wortwechsel. Sie konnten Margrets Stimme unterscheiden, dazwischen ein heiseres Krächzen, das sie nur zu gut kannten. Sie begannen zu rennen. Kratzer stieß die Tür zur Werkstatt auf. Das Krächzen erstarb.

Langsam drehte ihnen Christian den Kopf zu. Er stand vor der Stubentür. In der Tür stemmte Margret die Hände gegen den Rahmen. Ihr Gesicht war gerötet und ihre Brust hob und senkte sich. »Gott sei Dank, dass ihr kommt«, stieß sie hervor. »Der Mensch hat in deine Kammer gewollt, Vater, und wollt sich Geld holen.«

Jetzt war es still in der Werkstatt.

Plötzlich sprang Kratzer vor. Aber Christian war schneller: Mit zwei Sätzen rettete er sich hinter den Stuhl. »Ich wollt nur, was mir zusteht«, greinte er, »zehn Kreuzer, keinen Heller mehr. Der da kann’s bezeugen.« Er zeigte zur Eingangstür.

Jetzt erst bemerkte Martin Oswald, Margrets Verlobten, der dort mit verschränkten Armen an der Wand lehnte und grinste.

»Die Schere hab ich auch mitgebracht«, sagte Christian, »wie du es mir aufgetragen hast. Hier, da ist sie. Jetzt kannst du mir das Geld nicht mehr verweigern.«

Langsam ging Kratzer um den Stuhl. Seine Stimme klang leise und gefährlich. »So. Jetzt kann ich dir's nicht mehr verweigern. Hast Recht, mein Sohn, hast Recht. Komm, gib sie mir.«

Geduckt wich Christian zurück. In seiner Faust blinkte die Schere. »Erst, wenn ich das Geld hab, eher nicht.«

Kratzer blieb stehen. »Margret, sei so gut. Bring mir die Kreuzer.« Er wendete den Blick nicht von Christian, während Margret das Geld holte. Auch als sie ihm die Münzen in die Hand drückte, sah er ihn unverwandt an. »Hat er dir was getan, Margret?«

»Nein, noch nicht. Ich hab mit dem Oswald geredet und da ist er plötzlich hereingekommen und hat Krach angefangen.«

»So. Das war sein letzter Krach hier.« Noch immer sprach Kratzer leise. »Jetzt pass auf, du Lump.« Eine schnelle Handbewegung – klirrend fielen die Münzen vor Christians Füße.

Unbewegt sah der Alte zu, wie sein Sohn auf den Knien umherrutschte und hastig die Geldstücke aufsammelte, dabei lauernd auf Kratzer schielend. Dann legte Christian die Schere auf einen Hocker und schob sich zur Tür.

»Halt!«, donnerte Kratzer. »Wir sind noch nicht fertig miteinander. Erst hörst du mich an, dann kannst du gehn.«

Christian stand still und zog den Kopf tiefer zwischen die Schultern. Er kaute an seinem Schnurrbart.

»Hör gut zu, es ist das letzte Mal, dass ich mit dir red. Ich sag dir: Du taugst nichts. Du hast dein Lebtag noch nichts getaugt. Nichts als faulenzen und würfeln kannst du. Gut, das ist deine Sache, wie du deine Tage rumbringst. Das ist mir auch scheißegal. – Aber eins

ist mir nicht egal: Nämlich, dass du all die Jahre versucht hast, mich aus dem Stuhl zu drängen. Dass du's nicht erwarten kannst, bis ich krepier. Du belauerst mich wie die Raben den Gehenkten, bis er ausgezappelt hat.« Kratzer strich sich über die Augen.

»Nachts in meiner Kammer hab ich gelegen und hab nicht schlafen können, immer hab ich denken müssen: Was wird, wenn ich mal nicht mehr schaffen kann? Und was wird mit meinem Weib und mit der Margret, wenn ich nicht mehr bin? Angst hab ich gehabt und hab nicht gewusst, was ich tun soll. Immer hab ich auf was gewartet, dass ich's weiß. Auf ein Zeichen hab ich gewartet.« Jetzt hob er die Stimme. »Heute hab ich's gekriegt, das Zeichen. Heut hab ich gesehen, dass du nicht mal warten kannst, bis ich unter der Erde bin. Dass du dich an meinen Sachen vergreifst zu meiner Lebzeit. Bestehlen hast du mich wollen. Aber jetzt weiß ich, was ich tun muss. Hör gut zu, was ich dir sag: Du wirst den Stuhl und das Haus nicht kriegen. Zu meiner Lebzeit nicht und auch nicht, wenn ich tot bin. Denn du bist nicht mehr mein Sohn. Hier und vor Zeugen sag ich mich los von dir. Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen.« Er schwieg. Tief atmete er ein, so als sei er von einer drückenden Last befreit.

Stille herrschte. Nur ein Seufzer war zu hören, Margret schlug sich die Hand vor den Mund.

Starr glotzte Christian auf Kratzer. Sein Mund stand offen. Wie leblos hingen die Arme herab.

Aber jetzt verkrampften sich seine Finger, die Schultern zogen sich zusammen, der Mund schloss sich, öffnete sich. Und heulend brach es aus ihm hervor. »Nein, nein, nein! Das kannst du nicht machen! Das ist mein Unglück. Du bringst mich um, du Vieh. Du Vieh von einem Vater! Ich bring dich um!« Wild sah er um sich. Sein Blick fiel auf die Schere. Er spannte sich zum Sprung.

Aber Martin hatte aufgepasst. Mit einem Satz war er am Hocker und riss die Schere an sich.

Christian fiel in sich zusammen. Er legte die Hände an die Schläfen. Wimmernd wiegte er den Kopf hin und her. Er blickte auf den Alten. Doch dessen Gesicht blieb unbeweglich.

Da wendete sich Christian um und ging mit schleppenden Schritten zur Tür. Noch einmal zögerte er und sah zurück auf den Alten. Dann fiel die Werkstatttür zu. Christian war draußen.

Keiner sagte etwas. Kratzer sah mit leerem Blick zur Tür. Margret lehnte schwer atmend an der Wand. Oswald hatte immer noch die Arme verschränkt, er schien sich während des Auftritts nicht bewegt zu haben. Spöttisch lächelte er, als wollte er sagen: »Was für ein Theater.«

Martin setzte sich auf den Hocker und besah sich die spitze Schere. Du lieber Gott, dachte er. Dieser Mensch ist zu allem fähig. Er versuchte sich vorzustellen, wie es in Christian ausgesehen haben mochte, als sich der Alte von ihm lossagte. Das musste ein harter Schlag gewesen sein. Ein wenig tat ihm Christian Leid. Aber schließlich hatte er sich’s selbst zuzuschreiben. Heute hatte er den Bogen überspannt. Wahrscheinlich hatte der Alte nur auf eine Gelegenheit gewartet, Christian aus seinem Recht als Sohn zu jagen.

Kratzer bewegte sich. Er rieb sich den Bart. Dann schlug er mit der flachen Hand auf einen Balken des Stuhlrahmens.

»Alsdann«, sagte er und seine Stimme klang munter wie gewöhnlich, »das wär geschafft. Jetzt ist mir wohler. Irgendwann wär’s ohnehin dazu gekommen. Es hat halt so sein müssen.«

Sein Blick wanderte durch die Werkstatt und blieb an dem spöttisch lächelnden Oswald hängen. Die Miene des Alten verfinsterte sich. Scharf fragte er: »Was gibt’s denn da zu lachen, möcht ich mal wissen?«

Oswald zuckte mit den Achseln.

Kratzer begann zu brüllen. »Was ist überhaupt mit dir? Steht da und lacht, der Kerl! Und vorhin? Was war vorhin? Hast du der Margret nicht helfen können gegen den Christian, was?«

Oswald hob die Hände. »Ich werd mich in euren Familienkrach mischen! Das ist mir zu blöd.«

Da stieß sich Margret von der Wand ab und sprang auf ihn zu. »Oh, du, du …!« Mit geballten Fäusten stand sie vor ihm. »Du Schuft! Ein sauberer Verlobter bist du.« Brüsk drehte sie sich um. »Darüber sprechen wir noch, dass es dir zu blöd ist, mir zu helfen. So kommst du mir nicht davon.«

Oswald grinste. »Wie schön, dass wir uns einig sind, Jungfer Rühr-mich-nicht-an. Ich will ja nicht davonkommen. Im Gegenteil: Ich will endlich mal an dich rankommen.«

Ruhig sagte Margret: »Auf der Stelle verschwindest du hier.« Dann schrie sie: »Raus! Raus! Raus! Verschwinde endlich!« Sie lief zur Wand und zog die Schürze vor das Gesicht. Ihre Schultern zuckten.

Kratzer schob Oswald zur Tür. »Na los, los, hau ab. Du bist hier nicht mehr gefragt.«

Auf der Schwelle blieb Oswald stehen. »Das sag ich dir, Margret: Wenn hier jemand nicht davonkommt, dann bist du das. Ich krieg noch, was mir zusteht, wirst schon sehen.« Finster auf Martin blickend, setzte er hinzu: »Und dir geb ich einen guten Rat: Lass die Finger von ihr. Sonst hau ich dir drauf, dass du zeitlebens dran denken wirst.«

Kratzer schlug mit einem lauten Knall die Türe zu.

»Mein Geld will ich auch zurück«, scholl es von draußen. »Und wag nicht, mir’s vor die Füß zu schmeißen.« Dann hörten sie ihn davonstapfen.

Kratzer ging zu Margret und legte die Hand auf ihre Schulter. »Weißt du, Margret, das ist ganz gut so. Jetzt haben wir reinen Tisch. Ich hab schon immer gesagt …«

»Ja, ja, Vater.« Margret ließ die Schürze sinken und lächelte unter Tränen. »Ich weiß, dass du ihn nicht riechen kannst, den Beute-Stutzer.« Sie wischte sich das Gesicht mit dem Schürzenzipfel. »Ich war wirklich blöd. Aber das ist nun vorbei. – Jetzt muss ich ein wenig

allein sein. Ich geh auf meine Kammer. Und später mach ich euch beiden ein Mittagsmus.« Sie ging in die Stube und dann hörten Kratzer und Martin ihre Schritte auf der Stiege.

Kratzer ging zum Stuhl und setzte sich auf das Brett. Befriedigt sagte er: »Damit wär ja alles geklärt.«

»Alles noch nicht«, sagte Martin, »da ist noch was offen. Vorhin vorm Schuhhaus, da hast du was gesagt …«

»Richtig.« Kratzer schmunzelte. »Das hab ich vergessen. Für mich ist's klar, aber ich muss es dir natürlich sagen. Erst wollt ich noch warten, aber die Lage hat sich ja schlagartig geändert. Also kurz und gut: Ich hab gedacht, dass du später mal die Werkstatt übernimmst.«

Martin kratzte sich am Kopf und schwieg.

»Was ist? Willst du nicht? Oder kannst du nicht? Mir ist so, als hättest du mal von einem älteren Bruder erzählt. Und der hat doch einen Anspruch auf die Werkstatt von deinem Vater. Stimmt das nicht?«

Martin nickte. »Schon, das stimmt. Mein Bruder wird die Werkstatt kriegen, nicht ich.«

»Na also. Was gibt's da noch zu überlegen?«

Bedächtig sagte Martin: »Ich weiß nicht, ob ich dir's erklären kann. Es ist so ein Gefühl. Ich meine halt, dass es nicht recht ist, wenn ich mich später in deinen Stuhl setz. Zwar glaub ich, dass es der Christian verdient hat, wenn du ihm sein Recht genommen hast. Und es ist auch nicht so, dass ich Angst vor ihm hätt, das nicht. Aber schau: Ich bin ein Geselle und wir Gesellen müssen zusammenhalten. Nicht dass ich den Christian dazurechne, obwohl ich's jetzt müsste, er war für mich immer einer, der mal Meister wird. Trotzdem: Als Geselle hat man so ein Gefühl, dass man einen anderen nicht aussticht oder ihm was wegnimmt, wenn du mich verstehst.«

Nachdenklich sah ihn Kratzer an. »Ich glaub, dass ich dich versteh. Ich war lang genug Geselle, und dass ich Meister werden könnt, war da auch nicht sicher. Ja, ich versteh dich. Obwohl's hart für mich ist.« Er nahm das Schiffchen auf und besah es. »Aber weißt du was? Da reden wir vorerst nicht drüber. Es hat ja noch Zeit. So schnell geb ich das Schiffchen nicht aus der Hand. Vielleicht überlegst du es dir noch.«

Christian lässt sich in der »Hölle« voll laufen und schlägt im Suff einen Lehrjungen nieder. Der Höllwirt holt die Stadtbüttel, und Christian wird in die Fronfeste gesperrt, in eines der vielen Verliese tief unter dem Rathaus.

Im Kanzleigebäude am Rathaus herrschte Mittagsruhe. Die Schreiber hatten sich zu Tisch begeben und die Amtsstuben waren leer. Lediglich in der Kanzlei des Ainungers, des vom Rat beauftragten Gerichtsherren, saß der Schreiber Caspar Ostertag und sortierte Aktenbündel.

Er kehrte meistens als Erster vom Mittagessen zurück. Und wenn der Ratsherr Gehring erschien, fand er die Unterlagen für die Amtsgeschäfte des Nachmittages wohl geordnet auf seinem großen Tisch vor. »Ostertag, wenn ich Euch nicht hätte«, sagte Gehring häufig. Und Caspar Ostertag verbeugte sich dann bescheiden. Er war jung und ehrgeizig. In der Position als gewöhnlicher Schreiber mit vierzig Gulden im Jahr gedachte er nicht lange zu bleiben, er strebte nach Höherem. Wenn er auch nicht hoffte, einmal Stadtschreiber mit zweihundert Gulden im Jahr zu werden – denn dazu musste man studiert haben, wie der Doktor Heidenreich –, so gab es doch eine Reihe hoch bezahlter Posten, in die er bei ausreichender Protektion aufrücken konnte.

Die Aktenbündel lagen nun aufgeschnürt und säuberlich gestapelt auf dem Tisch. Jetzt schleppte Ostertag ledergebundene Urfehdebücher herbei. Darin waren die Kriminalurteile des Rates aufgezeichnet. Er wusste, Gehring würde sie heute Nachmittag verlangen, wie immer, wenn ihm ein Gefangener zum ersten Verhör gebracht wurde.

Er hatte seine Vorbereitungen gerade beendet, als Gehring die Stube betrat. »Na, Ostertag«, sagte er und betrachtete den Tisch, »Ihr habt’s ja gut mit mir vor. Was gibt’s heute Nachmittag?«

»Ein Verhör, Herr. Ein Loder ist eingezogen worden. Er hat in der ›Hölle‹ randaliert. Christian Kratzer ist sein Name.«

»Kratzer … hm. Christian Kratzer? Und Loder? Der war schon mal hier, nicht?

»Ja, mehrmals sogar. Ich habe die Urfehdebücher aus den betreffenden Jahren bereitgelegt.«

»Ich sehe es. Gut. Dann veranlasst, dass der Mann vorgeführt wird.«

Ostertag verließ die Stube. Gehring setzte sich und überflog das Protokoll der Zeugenaussagen, das der Gerichtsschreiber am Vormittag angefertigt hatte. Der Fall schien klar zu sein. Gehring würde während der nächsten Ratssitzung ein Urteil vorschlagen können. Er zog die Urfehdebücher heran und blätterte die Seiten auf, zwischen die Ostertag Papierstreifen gelegt hatte. Er las aufmerksam. Dann lehnte er sich zurück und sah nachdenklich auf die Bücher. – Als Ostertag die Tür öffnete und Christian von zwei Stadtknechten hereingeführt wurde, hatte er seinen Entschluss gefasst.

»Es ist gut«, sagte er zu den Knechten, »draußen warten. – Auch Euch brauche ich jetzt nicht, Ostertag. Wir machen vorerst kein Protokoll.«

Erstaunt sah ihn Ostertag an. Dann folgte er den Stadtknechten und schloss hinter sich die Tür.

»Setzt Euch«, sagte Gehring und wies auf einen Hocker in der Stubenmitte.

Prüfend musterte er Christian, der sich niedersetzte. Ja, das war der Mann: lang und krumm, mit Froschaugen und dünnem Schnauzer. Eine erbärmliche Gestalt. Und die verklebten Haare, das besudelte Wams, an dem Reste fauligen Strohs hingen – ekelhaft. Freundlich fragte Gehring: »Christian Kratzer, nicht wahr?«

Christian nickte und atmete auf. So schlimm, wie er befürchtet hatte, schien es nicht zu werden. Er war vollkommen nüchtern. Die Stunden in der Fronfeste, dem dunklen, feuchten Verlies, waren furchtbar gewesen. Zuerst hatte er nur dumpfe Leere in seinem Kopf gespürt. Dann aber war ihm bewusst geworden, was in der »Hölle« geschehen war. Und mit Entsetzen hatte er sich klar gemacht, dass ihn diesmal der Rat hart bestrafen würde. Verzweifelt hatte er sich an die Hoffnung geklammert, dass der Rat unberechenbar war und manchmal ein wider Erwarten mildes Urteil fällte. Jetzt schien sich seine Hoffnung zu erfüllen.

Aber neue Zweifel befielen ihn, als er sah, dass Gehring in den Urfehdebüchern blätterte.

»Wie ich sehe, habt Ihr schon einiges auf dem Kerbholz«, sagte Gehring. »Hier zum Beispiel: Christian Kratzer kommt nach der Torsperrung zum Siechhaus vor der Stadt und will beherbergt werden. Als man ihm das abschlägt, randaliert er. Gefängnis.«

Er blätterte.

»Oder hier: Schlägerei mit dem Krämer Balthas Wollen. Gefängnis. – Und da: Christian Kratzer zettelt eine Rauferei in der ›Hölle‹ an. Gefängnis und zwei Gulden Strafe.« Er klappte das Buch zu.

»Recht hübsch, recht hübsch.«

Plötzlich brüllte er: »Und das alles innerhalb von zwei Jahren! Du bist ja ein schönes Früchtchen. – Wer hat dir überhaupt erlaubt zu sitzen? Steh auf, wenn ich mit dir rede!«

Christian sprang auf. Er zitterte.

Gehring erhob sich und kam um den Tisch. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, umkreiste er Christian. Der drehte sich mit.

»Steh still!«, herrschte ihn Gehring an. »Ja, glaubst du, wir lassen uns von so einem wie dir auf der Nase herumtanzen? – Na, diesmal wirst du hart angefasst.« Er blieb vor Christian stehen. »Eine Geldstrafe, an der du zu beißen hast.« Er umrundete ihn. »Gefängnis in der Fronfeste, bis du schwarz bist.« Neuerliches Umrunden. »Und

dann, dann wirst du aus der Stadt gejagt.« Er kehrte zum Tisch zurück und nahm Platz.

Als sei er des Falles überdrüssig, begann er, in einer Akte zu lesen.

Christian war starr vor Entsetzen. Geldstrafe und Fronfeste waren schrecklich genug. Aber dann noch aus der Stadt gejagt zu werden – das war grausam. In der Fremde würde er vor die Hunde gehen, das wusste er. Auch hier in der Stadt war das Leben schwer. Aber hier, in der vertrauten Umgebung, konnte er sich durchschlagen. Vor allem: Hier hatte er seinen Platz. Er war Lodwebergeselle und gehörte zur Zunft. Damit wäre es draußen vorbei. In seinem Gesellenbrief würde stehen, dass und warum er aus der Stadt gejagt worden war. Niemand würde ihn als Geselle aufnehmen. Zum untersten Lumpenpack würde er gehören. Krepieren würde er in der Fremde.

Gehring sah auf. »Setzt Euch. – Na los, setzt Euch doch.«

Langsam ließ sich Christian nieder.

Gehring lehnte sich bequem zurück und legte die Hände zusammen. »Nun, lasst sehen … vielleicht … ich habe da eine Möglichkeit im Auge … Hört Ihr mich?«

Christian nickte.

»Gut. Eine Möglichkeit, sagte ich, dass wir die Strafe aussetzen können. Vielleicht.« Er hielt seine Augen fest auf Christian gerichtet. »Ihr müsstet Euch bewähren. Ihr müsstet zeigen, dass Ihr bereit seid, etwas für die Stadt zu tun. Nicht nur Euch anständig betragen, nein, sondern wirklich etwas tun. Dann könnten wir die Strafe aussetzen. Wollt Ihr das?«

»Ja, Herr. Aber was kann ich machen?«

»Seht Ihr, so gefallt Ihr mir. Ja, was könnt Ihr tun? Lasst mich überlegen … Ihr seid Loder, nicht?«

»Ja, Herr. Ich hab aber keinen eigenen Stuhl.«

»Umso besser. Ihr arbeitet für Lohn bei verschiedenen Meistern? – Gut, gut. Dann hört, wie Ihr Euch bewähren könnt.«

Gehring sprach bedächtig. »Euch als Loder brauche ich nicht zu sagen, dass das Gedeihen unserer Stadt vom Gedeihen des Loderhandwerks abhängt. Ob Lodergeselle oder Ratsherr – wir alle sind angewiesen auf den guten Ruf der Nördlinger Loden im Land. Nun gibt es aber Umtriebe im Handwerk, die diesen Ruf verderben. Wir vom Rat sind darüber in ernster Sorge, denn wir tragen die Last der Verantwortung für die Stadt. – Ihr könntet helfen, uns diese Last zu erleichtern. Es wäre viel gewonnen, wenn wir über die Umtriebe besser Bescheid wüssten. Jemand müsste uns laufend berichten. – Kurz: Das könntet Ihr tun.«

Während Gehring gesprochen hatte, war Christian immer mehr in sich hineingekrochen. Beim letzten Satz jedoch hatte er gezuckt, als wollte er aufspringen. Ein Zuträger! Der wollte ihn als Zuträger. So elend sich Christian fühlte, jetzt glomm Widerstand in ihm auf. Wer den Herren als Zuträger diente, war wirklich der letzte Dreck. Wenn herauskam, dass er spionierte, konnte er sein Bündel packen. – Aber hatte er die Wahl? Ihm drohte der Stadtverweis. Und lieber als unehrlicher Zuträger in der Stadt leben als ehrlich in der Fremde krepieren. Außerdem: So wie der Gehring die Sache dargestellt hatte, klang sie gar nicht so schlimm. Der Rat trug ja tatsächlich die Verantwortung für die Stadt und musste darauf achten, dass im Handwerk die Fälschereien nicht überhand nahmen. So gesehen handelte er als Zuträger sogar richtig. Nur: Niemand durfte erfahren, dass er der Zuträger war.

Christian richtete sich auf. »Ich werde es machen. Aber nur …«

»Kein Aber«, unterbrach ihn Gehring scharf. Dann sprach er schnell und geschäftsmäßig. »Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, dass Ihr strengstes Stillschweigen über die Sache zu bewahren habt. Und solange Ihr tut, was man von Euch verlangt, erfährt von unserer Seite niemand was. – Jetzt hört gut zu: Ihr berichtet laufend an den Schreiber Ostertag. Was und wie, wird Euch der Ostertag mitteilen. Ihr dürft nur dann mir persönlich berichten, wenn Ihr jemanden auf frischer Tat beim Siegelfälschen ertappt. Ist das klar? – Gut. Jetzt werdet Ihr zurückgebracht in das Gefängnis. Heute

Nachmittag ist Ratssitzung und abends seid Ihr frei. Man wird Euch zu einer Geldstrafe von fünf Gulden verurteilen. Keine Angst. Ihr werdet in die Lage versetzt, sie zu bezahlen. Auch sonst soll die Sache Euer Schaden nicht sein. Aber denkt daran: Der Stadtverweis ist nur ausgesetzt. Bei der geringsten Unbotmäßigkeit jagen wir Euch davon. – Ostertag!«

Die Tür öffnete sich. »Der Mann wird zurückgebracht.«

Die Stadtknechte polterten herein und führten Christian ab.

»Na, Ostertag, ich seh's Euch an: Ihr haltet nicht viel von dem Mann. Trotzdem wird er unser Zuträger. Wahrscheinlich sogar der nützlichste, den wir je hatten. Verfahrt mit ihm wie üblich. Ihr könnt Euch schon heute Abend mit ihm in Verbindung setzen.«

In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai geht man besser nicht vors Haus. Denn da fliegen die Hexen auf Besen und Ofengabeln hinaus zum Tanz mit dem Teufel – das jedenfalls glaubt damals fast jeder. In dieser Nacht gehen Margret und Martin los, um zwei heimlich gewebte Loden zur Walkmühle draußen vor der Stadt zu bringen.

Dort kommen die Loden in eine Grube mit Tonbrei und werden von schweren Holzhämmern durchgewalkt. Das Heben der Hämmer besorgt ein Mühlrad. Nach dem Walken folgt gründliches Spülen im Fluss, und nun ist aus dem gewebten Wollstoff dicht verfilzter, wetterfester Lodenstoff geworden.

Heimlich gewebte Loden müssen heimlich aus der Stadt geschafft werden. Das ist schwierig, weil Nördlingen von einer hohen Mauer umgeben ist und an den Stadttoren scharf kontrolliert wird. Nachts sind die Tore geschlossen. Margret und Martin schleichen sich auf die Alte Bastei, ein in die Stadtmauer eingefügtes Bollwerk, und seilen die Loden nach draußen ab. In einem Versteck warten sie, bis die Tore geöffnet werden.

Endlich erscholl durchdringend das Hornblasen. Dann hörten sie lautes Knarren und Quietschen – das Reimlinger Tor war offen. Der Torwächter stützte sich gähnend auf seine Hellebarde*. »Wo wollt ihr so früh hin?«

»Zum Hexentanz«, sagte Martin.

Der Torwächter lachte. »Da kommt ihr zu spät. – Trotzdem, passiert!«

Draußen sagte Margret: »Das war nicht besonders schlau von dir, Martin. Noch keine zwanzig Jahre ist es her, dass der Rat Hexen verbrannt hat, fast vierzig in vier Jahren, der Vater hat’s mir erzählt. Es ist leicht möglich, dass sie mal wieder anfangen. Und jeder, der eine Frau nur im kleinsten Verdacht hat, rennt dann zum Rat und zeigt sie an.«

Martin erschrak. »Daran hab ich nicht gedacht. Wie blöd von mir.«

Hinter dem Vorwerk hielten sie sich rechts und gingen an der dichten Hecke entlang, die an die Böschung des Stadtgrabens gepflanzt worden war. Der Graben führte zwischen dem Reimlinger und Berger Tor kein Wasser. Sträucher und Bäumchen wuchsen auf seinem Grund.

Gegenüber der alten Bastei zwängten sie sich durch ein Loch in der Hecke. Bevor sie die Böschung herabkletterten, spähten sie umher. Niemand war zu sehen. Vorsichtig näherten sie sich dem Gestrüpp am Fuße der Bastei. Es war jetzt so hell, dass ein aufmerksamer Beobachter sie von der Mauer oder dem Torturm aus hätte entdecken können. Sorgsam nutzten sie die Sträucher als Deckung.

Plötzlich raschelte es vor ihnen. Sie erstarrten. In weiten Sprüngen floh eine Hirschkuh.

Margret lachte leise. »Ein Ratshirsch. Hoffentlich verrät er uns nicht.«

Martin sah sie verständnislos an.

»Weißt du das nicht?«, fragte Margret. »Die Hirsche im Graben hält sich der Rat. Und wenn der Herbst kommt, blasen die Herren zur Jagd. Dann metzeln sie Hirsche und ein paar Tage lang können sich die Herren als Fürsten fühlen. Hinterher schlagen sie sich die Wampe voll.«

Martin sagte nur: »Du lieber Gott.«

Sie zogen die Loden aus dem Gebüsch und schlichen sich durch den Graben zurück. Hinter der Hecke schlug Margret einen Weg ein, der sie von der Stadt wegführte. Schweigend schritten sie aus, noch war die Gefahr nicht gebannt, noch konnten sie entdeckt werden. Nach einer Weile schwenkte Margret nach links und sie befanden sich wieder in der Deckung einer Hecke.

»Jetzt haben wir’s endgültig geschafft«, sagte Margret. »Also, ich reg mich doch immer wieder auf.«

»Na, dann kann ich dir ja sagen, dass ich mächtige Angst gehabt hab.« Sie lachten beide.

Nach einigen Minuten gelangten sie an das Ende der Hecke und überquerten einen Weg mit tief ausgefahrenen Rillen – die Landstraße nach Augsburg. Martin blieb stehen und blickte hinüber zur Stadt. Wuchtig ragte der Reimlinger Torturm empor. Auf der Turmspitze blitzte der Messingknauf und das rote Ziegeldach leuchtete. Jetzt, im Schein der aufgehenden Sonne und aus der Ferne, sahen Tor und Vorwerk farbig und freundlich aus.

Martin ließ seinen Blick über die Landstraße wandern. Auch die steinerne, fast mannshohe Plattform an einer Weggabelung wirkte harmlos. Aber hier ließ der Rat Todesurteile vollstrecken, mit dem Schwert und durch den Nachrichter* Caspar Pfolmer. Martin wandte sich ab und sie gingen weiter.

Nach einer Weile sagte Margret: »Du bist so still. Hast du was?«

»Nein, eigentlich nicht. Nur, wie ich eben die Richtstätte gesehen hab, da hab ich dran denken müssen, was du vorhin gesagt hast, über das Hexenbrennen. Ich glaub ja nicht, dass es Hexen gibt und …«

»Warum glaubst du das nicht?«, fragte sie. »Ich mein, wo doch die meisten Leute an Hexen glauben?«

»Mir hat das mal einer erklärt, damals in Frankfurt. Einer, der sich ausgekannt hat. Von dem wird man noch hören, denk ich. Er wird die Zünfte gegen die Frankfurter Herren führen. Und der hat gesagt: ›Hexen gibt es nicht. Aber wenn die Leute sich vor Hexen fürchten, nützt das den Herren. Denn die können dann Hexen brennen und sagen: Schaut her, so greifen wir durch. Und die Leute haben dann nicht nur Furcht vor den Hexen, sondern auch mehr Angst vor den Herren. Deshalb ist es dumm und gefährlich, an Hexen und Zauberkram zu glauben.‹ – Er hat noch mehr dazu gesagt, alles hab ich nicht verstanden. Aber dass die Angst vor den Hexen den Herren gerade recht kommt, hat mir eingeleuchtet. Und weil ich ohnehin immer an den Geschichten von geschmierten Besen und solchem

Kram gezweifelt hab, war's bei mir da mit dem Hexenglauben aus. – Glaubst du dran?«

»Nein. Aber wegen was anderem als du, Martin. Ich sag's dir gleich. Erst muss ich mal fragen, ob dir dein großer Zunftführer auch erklärt hat, warum hauptsächlich Frauen als Hexen gebrannt werden. Man könnt auch Männer brennen. Das wär sogar noch besser, weil die Herren ja den Männern die Angst einjagen wollen.«

»Nein. Ich hab schon drüber nachgedacht, aber ich weiß es nicht. Weißt du's?«

»Nicht genau.« Margret blieb stehen. Sie warf ihre Lodenrolle in das Gras und setzte sich darauf. »Komm, wir ruhn uns etwas aus. Und dabei kann ich dir eine Geschichte erzählen, die ich vom Vater weiß. – Damals vor zwanzig Jahren, da haben sie eine verbrannt, die der Vater gut gekannt hat. Sie hat Fingerhütin geheißen und ist in jungen Jahren Marketenderin* gewesen im Ungarland, wo's gegen die Türken gegangen ist. Die haben sie gefangen und irgendwann ist sie ausgelöst worden, man hat sie ranzioniert*. Übrigens: Wenn ein Mann von den Türken freigekauft wird, kostet's tausend Taler. Eine Frau kostet zweihundert. Kannst dir also ausrechnen, dass ein Mann fünfmal so viel wert ist wie eine Frau. Aber das nur nebendran.

Die Fingerhütin ist dann nach Nördlingen gekommen und ist hier hängen geblieben. Vielleicht wollt sie Ruh haben, nach allem, was sie erlebt hat, oder sie hat den Mann auch gemocht: Jedenfalls hat sie geheiratet. Und eine Zeit lang ist's auch gut gegangen. Aber dann hat's Schwierigkeiten gegeben. Denn die Fingerhütin ist keine gewöhnliche Frau gewesen. Sie hat Stiefel getragen, hat fluchen können wie ein Mann und hat auch mal was getrunken. Und vor allem hat sie sich von ihrem Mann nichts gefallen lassen. Wenn der sie hat schlagen wollen, hat sie zuerst geschlagen. Alle Nachbarn haben den Mann bedauert, dass er keine richtige Frau hat, die kuscht, wenn man ihr was befiehlt. – Ja, und dann ist's mit dem Hexenbrennen losgegangen. Und in der Zeit hat der Mann einen Durchfall bekommen. Was tut er? Er rennt pfeilgrad zum Rat und zeigt seine Frau an. Sie hätt ihn mit Rattenpulver vergiften wollen.

Außerdem hätt er sie im Verdacht, dass sie's mit dem Teufel treibt. Na ja, dann hat's halt seinen Gang genommen. Die Fingerhütin ist eingezogen worden, peinlich befragt und endlich verbrannt worden. – Verstehst du, was ich mit der Geschichte sagen will?«

Martin sah sie nachdenklich an. »Du meinst, wenn eine Frau sich wie ein Mann aufführt und sich nicht alles gefallen lässt, das verträgt ein Mann nicht?«

»Genau. Ich denk mir, da kriegen die Männer Angst, dass sie nicht mehr Herren über die Frauen bleiben. Und es ist doch ganz praktisch, wenn sie sagen können: Das ist eine Hex. Die muss verbrannt werden.«

Martin wiegte zweifelnd den Kopf. »Ich weiß nicht, ob das mit der Angst richtig ist. Der Mann von der Fingerhütin hat sie loswerden wollen. Aber Angst?«

»Der hat Angst vor ihr gehabt, das ist mal sicher. Aber die Geschichte ist ja nur ein Beispiel. Schau, ich hab mir das überlegt.« Margret betrachtete versonnen ein Grasbüschel, das sie ausgerupft hatte. »Es gibt viele Frauen, die wissen und können mehr als die Männer. Zum Beispiel mit Kräutern heilen. Solche Frauen hat's wohl schon immer gegeben. Vor denen haben die Männer besondere Angst. Und wenn's ans Hexenbrennen geht, dann sind die allemal die Ersten, die drankommen. So seh ich das halt. Jedenfalls: Für mich ist's ausgemacht, dass es keine Hexen gibt. Und wenn eine Frau gesteht, dass sie mit dem Teufel ein Unwetter gemacht hat oder dass sie auf einer Ofengabel geflogen ist, dann beweist das gar nichts.«

Martin nickte. »Das ist klar. Unter der Folter gesteht jeder, was verlangt wird.«

Die beiden sind zurück (ohne die heimlich gewebten Loden, denn die wird der Walkmüller zusammen mit den »rechten« Loden in die Stadt fahren). Margret eilt nach Hause, weil die Mutter versorgt werden muss, und Martin schaut im »Schwarzen Ross« vorbei, dem Versammlungslokal der Lodwebergesellen.

Dort herrscht helle Aufregung: Schölldorfer, ein Geselle, der auf eigene Rechnung arbeitet, ist mit einem heimlich gewebten Loden an der Stadtmauer erwischt worden. Die Zunftoberen haben ihn zu einer Strafe von sechs Gulden verdonnert – das entspricht dem Jahresverdienst eines Gesellen – und dagegen gibt es kein Rechtsmittel. Nur ein Gnadengesuch an die Ratsherren kann noch helfen. Der Rat herrscht über die Stadtbürger wie ein Fürst über seine Untertanen und wie ein Fürst kann er Gnade vor Recht ergehen lassen – sofern er dazu aufgelegt ist. Und sofern das Gesuch schriftlich im gehörigen, untertänigen Ton vorliegt. Gemeinsam machen sich die schreibungewohnten Gesellen daran, für Schölldorfer eine Bittschrift anzufertigen.

Danach arbeiten Martin und David auf dem Lodanger, dem weitläufigen Grasplatz an der Stadtmauer, wo die Loden nach dem Walken zum Trocknen aufgespannt werden.

Am späten Nachmittag kam Davids Meister auf den Lodanger. »Du bist ja immer noch nicht fertig, Freundchen«, sagte er. »Faulenzen und schwatzen, das könnt ihr Gesellen. Aber wenn’s dir so gut auf dem Anger gefällt, bitte schön. Jetzt ziehst du den Loden auch gleich auf Länge. Dass mir kein Daumenbreit fehlt, klar? Hier ist die Schnur.« Er warf David die Messschnur vor die Füße und ging.

»Jetzt hockt er sich ins Wirtshaus, der Saufaus«, sagte David zornig. »Und ich kann mich hier bis in die Nacht plagen.«

»Ich helf dir«, sagte Martin, »dann sind wir fertig, bevor es dunkel wird.«

Als sie den Loden Elle für Elle über den Rahmen gezogen hatten, verschwand die Sonne gerade hinter den Dächern. David wickelte sich die Schnur über den gebeugten Arm. »Na, für heut ist Schluss. Ich geh noch … He, wo wollen die denn hin? Auweh, da holen sie einen.«

Quer über den Lodanger trampelten zwei Stadtknechte, jeder gerüstet mit Helm und Hellebarde. Sie hielten auf eines der Häuschen zu, die an der Stadtmauer klebten. Vor der Fensterluke brüllte einer der Knechte: »Komm raus, Ladlin! Aufmachen!«

Aus dem Haus drang eine Frauenstimme. »Nein, ich kann nicht! Die Kinder! Was soll aus den Kindern werden?«

Der Knecht hämmerte mit dem Schaft seiner Hellebarde gegen die Tür. »Aufmachen! Sonst zerschlagen wir das Haus!«

Die Tür öffnete sich eine Handbreit. Der Knecht riss sie auf und stürzte hinein, der andere folgte. Sie zerrten die Frau heraus. Verzweifelt versuchte sie, sich loszureißen. An ihren Rock klammerten sich weinend zwei kleine Jungen.

»Die Buben!«, schrie sie. »Was wird aus ihnen?«

»Halt's Maul!«, brüllte der eine Knecht. »Stiehl kein Holz, dann kommst du auch nicht ins Loch.«

Der andere sagte: »Ins Findelhaus werden sie getan. Da lernen deine Bälger mal, wie man schafft, und nicht, wie man stiehlt.«

Wild warf die Frau ihren Kopf hin und her. »Da gehen sie kaputt! Die schinden sie krumm.« Sie wimmerte. »Und ich krieg sie nie wieder. Die geben sie nicht mehr raus.«

Inzwischen hatten sich Nachbarn eingefunden. Schweigend umstanden sie die Szene.

»Verdammt«, sagte Martin, »warum nimmt keiner von den Leuten die Buben? Wo ist denn ihr Mann?«

»Der ist tot.« David war bleich. »Die Hanna Ladlin schafft im Taglohn. Und wenn sie keine Arbeit kriegt, muss sie betteln gehen.

Die Nachbarn mögen sie nicht.« Er lachte bitter. »Das sind alles anständige und ehrliche Loder, die hier wohnen.«

Einer der Knechte hatte die Kinder in das Haus gejagt. »Ihr wartet hier, bis ihr geholt werdet, verstanden.«

Laut weinend standen sie in der Tür, als ihre Mutter abgeführt wurde. Hanna Ladlin wehrte sich nicht mehr. Mit unsicheren Schritten, die Arme herabhängend und den Kopf gesenkt, ging sie zwischen den Knechten. »Warum nicht gleich so?«, sagte der eine zu ihr, als sie an Martin und David vorüberkamen.

»Herrenhunde«, murmelte Martin.

Der Knecht hatte es gehört. »Halt bloß dein Maul, Lodenbock. Sonst nehmen wir dich mit. Heut kommt's auf einen mehr in der Fronfeste nicht an, bei vierzehn neuen Gefangenen.« Während er weiterging, sah er sich mehrmals nach Martin um.

»Vierzehn Gefangene.« David schüttelte den Kopf. »Da hat der Gehring wieder zugeschlagen.«

»Der Ratsherr Gehring?«, fragte Martin. »So ein Kleiner mit weißem Knebelbart, nicht? Wieso der?«

»Der ist oft Ainunger. Und was der vorschlägt, beschließt der Rat. Sogar der Bürgermeister macht oft, was der Gehring sagt, hab ich gehört. – Komm, wir schaun mal, was es am Rathaus gibt.«

»Aber die Buben«, sagte Martin und sah zum Häuschen hinüber, »da muss man doch was machen.«

»Und was, bitte? Willst du sie mit heimnehmen? Ich sag dir, wenn du für alle hier in der Stadt, denen es dreckig geht, sorgen willst, dann lass dir vom Rat die Georgs-Kirche als Heim geben und die Hälfte der städtischen Einnahmen. Dann kannst du helfen. – Aber du hast Recht, hier müssen wir was machen. Und ich weiß auch schon, was. Ich lauf geschwind vors Baldinger Tor. Da wohnen noch andere Taglöhner. Vielleicht, dass sie die Buben nehmen. Also, bis dann.« Und er rannte davon.

Martin ging zu den Kindern, um sie zu trösten. Doch da fiel ihm ein: Die Mutter musste wissen, dass für ihre Buben gesorgt werden würde. Er wandte sich um und lief los.

Auf dem Platz zwischen Kanzleigebäude und Rathaus standen die Schaulustigen Kopf an Kopf. »Achtzehn Leut sperren sie ein«, hörte Martin, als er sich durch die Menge drängte. »Aber nur Taglöhner aus dem Ziegelstadel und ein paar Karrenknechte.« Auch das hörte er. Heftig stieß er eine Bürgersfrau beiseite, die den Hals reckte und seinen Weg versperrte. »Pass doch auf, du Rüpel!«, keifte sie hinter ihm her. Martin schob und drückte weiter. Dann stieß er auf ein unüberwindliches Hindernis: Stadtknechte und Wächter standen breitbeinig nebeneinander, die Gesichter der Menge zugewandt. Die Hellebarden hielten sie quer in Brusthöhe. Martin spähte durch eine Lücke im Spalier. Hintereinander aufgereiht warteten die Gefangenen. Einige hatten lehmbeschmierte, nackte Füße, die Stadtknechte hatten die Taglöhner offenbar von der Arbeit weggeholt. Stumm und gedrückt sahen die meisten zu Boden, andere blickten angstvoll auf die niedrige, eisenbeschlagene Tür vor ihnen in der Rathausmauer. Etwas abseits von den Taglöhnern standen drei Männer, die Stiefel trugen und herausfordernd um sich sahen. Die Karrenknechte, dachte Martin. Die halten es für eine Schande, dass sie zusammen mit Taglöhnern eingesperrt werden. Aber wo war die Hanna Ladlin?

Jetzt schloss ein Wächter die Tür zur Fronfeste auf. Ein Gefangener nach dem anderen verschwand in dem gähnend dunklen Loch. Und da wurde auch Hanna Ladlin herangeführt. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf die Höhle.

Martin rief: »Ladlin! Für deine Buben wird gesorgt!«

Da erhielt er von einem der Knechte einen Stoß, dass er stürzte.

»Meine Buben!«, hörte er Hanna Ladlin schreien. »Meine Buben! Lasst mich los, ihr Tiere. Ich muss zu ihnen. Lasst mich los!« Sie schrie, ohne innezuhalten.

In der Menge erhob sich Gemurmel. Und dann hörte Martin eine andere Stimme, vom Kanzleihaus her. »Ruhe da unten! Was ist das für ein Geschrei? Wache! Sofort abstellen!«

Martin rappelte sich auf. An einem Fenster im Oberstock stand ein Mann mit weißem Knebelbart – Gehring.

Hanna Ladlin schrie immer noch. Dumpf schlug ein Hellebardenschaft auf ihren Rücken, sie verstummte.

»Schweine!«, schrie Martin. »Ihr verdammten Schweine!«

Einer der Knechte hob die Hellebarde.

Martin ließ sich fallen, den Kopf barg er zwischen die Arme.

»Räumen!«, brüllte Gehring. »Den Platz räumen. Sofort!«

Die Knechte rückten vor. Mit den Hellebarden schoben sie die Menge auseinander. »Weitergehen. Los, los, weitergehen. Nicht stehen bleiben.«

Martin hob den Kopf, die Knechte waren über ihn hinweggegangen. Er stand auf. Hanna Ladlin war verschwunden. Da wandte er sich um und sah mit brennenden Augen zum Fenster. Kalt und durchdringend blickte der Ratsherr Gehring ihn an. Doch Martin hielt dem Blick stand. Langsam schlossen sich seine Hände zu Fäusten.

Dämmerung hatte sich über die Stadt gesenkt, als Martin nach Hause zurückkehrte. Kratzer saß an der offenen Hoftür und schnitzte an einem Bolzen für den Stuhl. Wenn der jetzt meckert, dass ich zu lang ausgeblieben bin, dachte Martin, dann platz ich. Aber Kratzer sagte: »Hör mal, Martin. Die Margret hat was. Als ich heut Nachmittag heimgekommen bin, war sie ganz durcheinander. Sie hat mir aber nicht sagen wollen, was gewesen ist.« Er wies mit dem Messer nach oben. »Willst du nicht mal zu ihr gehen? Ich glaub, es ist gut, wenn sie mit jemandem redet. Sie schläft noch nicht, ich hab eben ihre Schritte gehört.«

Martin nickte. Er zog sich die Schuhe aus und kletterte leise die Stiege hoch. Margrets Kammer war nur durch die Kammer der Mutter zu erreichen. Vorsichtig drückte Martin die Tür auf und spähte zum Bett hinüber. Im Dämmerlicht konnte er nicht erkennen, ob die Mutter schlief. Er schlich näher und erschrak. Mit weit geöffneten Augen saß die alte Frau an ihr Kissen gelehnt. Aber sie schien ihn nicht zu sehen. Plötzlich war Martin über sich selbst ärgerlich. Was soll das?, dachte er. Als ob ich was Unrechtes täte. Er ging zu Margrets Kammertür und klopfte leicht an.

»Martin?«, kam ihre Stimme.

»Ja«, sagte er halblaut. Schweigen. Dann sagte sie: »Komm rein.«

Behutsam schloss er die Türe hinter sich. Margret saß auf einem Hocker am Fenster, den Kopf auf die Hände gestützt, und sah hinaus. »Hier, setz dich auf den Kasten.« Sie zeigte neben sich. Martin ließ sich auf der Truhe nieder. Margret sah ihn nicht an. Sie schwiegen. Von der Gasse tönten Hundegebell und einzelne Stimmen herauf.

Endlich sagte Margret leise: »Weißt du, Martin, eigentlich wollt ich auch mit dir nichts mehr zu tun haben.«

Er versuchte, ihr Gesicht zu erkennen, aber es war nur ein heller Fleck. Nein, nicht reden, dachte er, es ist besser, wenn es von ihr kommt.

Margret schwieg wieder. Plötzlich sagte sie: »Der Oswald war da. Er wollt mir Gewalt antun.«

Martin fühlte, wie sein Herz schlug. Verdammt, dachte er. Oh, verdammter Krüppel. Und dann hörte er, wie sie unterdrückt weinte. Er rückte auf der Truhe näher zu ihr hin. Dann stand er auf.

Margret fuhr zurück. »Nein! Fass mich nicht an. Ich ertrag’s nicht.« Doch plötzlich schlang sie die Arme um seine Hüften und legte den Kopf an ihn. »Ach, Martin.« Sie schluchzte. »Warum? Warum ist das alles so?«

Martin kniete nieder und presste sein Gesicht gegen ihre Wange. Er spürte die Tränen, fühlte mit den Händen auf ihrem Rücken, wie sie schluchzte. Er sah sie vor sich, auf der Lodenrolle sitzend und von der Fingerhütin erzählend. Dann sah er das verzerrte Gesicht der Hanna Ladlin, wie sie schrie; die beiden Buben, weinend in der Türe stehend; Schölldorfer, wie er hoffnungsvoll seinen Namen unter die Bittschrift malte; und da weinte auch er und das Elend schüttelte ihn. Fest klammerten sie sich aneinander und wiegten sich hin und her.

Margret flüsterte: »Ich möcht ganz nah bei dir sein. Komm.«

Das Bett mit dem Strohsack war schmal, sie lagen dicht beieinander. Wange an Wange hielten sie sich umschlungen und hörten einander atmen.

»Jetzt ist es gut«, flüsterte sie, »ich hab gedacht, ich könnt dich nie mehr umarmen.«

Und Martin seufzte tief auf. Margret war ganz nah, nichts war zwischen ihnen und ihm wurde leicht. »Ich hab dich lieb«, murmelte er und rieb seine Nase an ihrer Schläfe. Seine Lippen ertasteten ihr Gesicht; die Augenbraue, glatt und weich, die Wimpern, der Nasenflügel und ihr Mund, ihre Lippe zwischen seinen.

»Martin, ich will dich fühlen, ganz fühlen, alles von dir.«

Ihre weiße Haut schimmerte. Sie pressten sich aneinander, und er spürte sie, warm und glatt, mit seinem ganzen Körper spürte er sie. »Komm«, flüsterte sie, »komm, hab keine Angst, es kann nichts passieren.« Und da ließ er sich fallen, meinte zu schweben, aber sie hielt ihn fest, und es war gut, dass sie ihn hielt. Immer fester umklammerten sie sich, waren ineinander, waren wie ein Körper, der nichts sah, nichts hörte, nur fühlte, sich selber spürte; der schwer war und doch wie eine Feder im Wind davongewirbelt wurde.

Martin erwachte. Bewegungslos blieb er liegen und lauschte. Vom Löpsinger Tor her blökte ein Horn. Das hat mich geweckt, dachte er,

sie sperren das Tor. Plötzlich merkte er, dass er sich bedrückt fühlte und beklommen. Aber warum? Er konnte es sich nicht erklären. Neben ihm atmete Margret tief und regelmäßig. Sie schlief fest, auf der Seite liegend und ihm den Rücken zukehrend. Vorsichtig rückte er unter der Decke näher heran und drückte sich an sie. Wohlige Müdigkeit breitete sich in ihm aus.

Doch plötzlich war er hellwach. Er hatte geträumt! Das war es, jetzt fiel es ihm ein. Im hohen Gras einer Wiese hatte er gelegen, die Hände unter dem Kopf gefaltet und die Beine übereinander geschlagen. Sorglos hatte er in den Himmel geschaut und ein Lied gesummt. Denn er wusste: Alles war gut. Wenn er den Kopf drehte, konnte er die heiteren Gesichter der Leute sehen, die den Pfad am Bach entlangzogen, geruhsam und friedvoll.

Martin rief: »Wohin geht ihr?« Da winkte Schölldorfer ihm fröhlich zu. »Zu unserer Mühle.« Und Martin war glücklich. Er wusste, er konnte auf der Wiese liegen, solange er Lust hatte.

Doch plötzlich merkte er, dass das Gras zertrampelt war, und kurz und struppig. Er richtete sich auf und sah, dass er auf dem Lodanger saß. Und hinter einem aufgespannten Loden stand David, stumm und mit verzerrtem Gesicht. Wild fuchtelte er mit den Händen, um Martin auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Und Martin sah sie: Stadtknechte marschierten über den Lodanger, in Linie nebeneinander und absolut unaufhaltsam. Ihre Hellebarden hielten sie nach vorn gerichtet. Martin wollte aufspringen, aber er konnte nicht, wie angenagelt musste er sitzen bleiben. Mit panischem Entsetzen starrte er auf die scharfen Hellebardenspitzen, die gegen ihn vorrückten. Plötzlich saß Margret neben ihm und rupfte Gras. »Lauf!«, schrie er. »Lauf weg!« Aber Margret schüttelte lächelnd den Kopf. Und die Knechte marschierten an ihnen vorbei und verschwanden in der Georgs-Kirche. Martin wollte Margret umarmen, aber sie war nicht mehr da.

Stattdessen stand der Ratsherr Gehring vor ihm. Er war riesig und hatte ein gewaltiges Horn umgehängt. Durchdringend blickte er auf Martin herab. »Du Wicht!«, brüllte er. »Ich räum dich vom Platz!

Hinter deinem Namen stehen drei Kreuze.« Und er setzte das Horn in den Knebelbart und blies, dass es durch die Stadt hallte. Mit gesträubten Haaren sah Martin, wie sich alle fünf Stadttore schlossen und wie die Mauern gegen ihn vorrückten und der Ring sich um ihn zusammenzog. Und er wusste, dass es kein Entrinnen gab und dass er zerquetscht werden würde.

Martin ächzte, als er sich an dieses Ende des Traumes erinnerte. Da bewegte sich Margret, sie war wach geworden.

»Was ist, Martin?«, fragte sie und drehte sich ihm zu.

»Ich hab geträumt«, sagte er, »und es ist furchtbar gewesen. Aber am Anfang auch schön.« Er erzählte ihr den Traum. »Und das Gefühl, wie ich da gesessen bin und gewusst hab, es ist aus«, schloss er, »das wünsch ich noch nicht mal dem Gehring.«

»Meinst du den Gehring im Traum«, fragte Margret, »oder den echten?«

»Beide. Das heißt, sie sind ja dieselben, der Gehring halt. Natürlich bläst er in Wirklichkeit nicht auf dem Horn und kann den Mauern nicht befehlen. Aber den Knechten und Wächtern darauf, und das kommt aufs Gleiche raus. Er ist ein Herr und hat Macht, ich hab's heut wieder erlebt.« Und er berichtete von Hanna Ladlins Verhaftung und den Ereignissen am Rathaus.

Margret schwieg, als er geendet hatte. Sacht streichelte sie seinen Arm. Dann sagte sie: »Du musst vorsichtiger sein, Martin. Das sag ich jetzt nicht nur, weil ich Angst um dich hab, sondern weil sie dich wirklich zerquetschen, die Herren, wenn du dich mit ihnen anlegst. Und was ist dann gewonnen? Du bist weg und der Hanna Ladlin zum Beispiel hast du kein bisschen damit geholfen.«

»Aber soll denn das immer so weitergehen? Kann es denn nie so sein wie am Anfang in meinem Traum? Ein Leben ohne Angst? Ein Leben ohne Not, weil der Überfluss nicht von den Fürsten und Herren eingesackt wird, sondern alle daran teilhaben?« Er seufzte. »Klar, es ist ein Traum, das weiß ich. Aber alles braucht man nicht

hinzunehmen, man kann sich wehren. Du hast selber heut Morgen gesagt, dass du dir nicht alles gefallen lassen willst.«

»Ja, und was passiert?«, fragte sie bitter. »Der Oswald kommt daher und zeigt mir, dass ich's doch muss.«

Zögernd sagte Martin: »Ich wollt an der Sache nicht rühren, weil ich gedacht hab, dass es dir nicht recht ist. Aber wo du selber davon angefangen hast … Ich glaub auch, es ist besser für dich, wenn du mal drüber redest. Willst du's nicht erzählen?«

»Ach, Martin, da gibt's nicht viel zu erzählen. Er hat's halt versucht und hat mich auf den Boden geworfen. Aber ich hab ihm unten reingetreten, und da hat er abziehen müssen, ohne dass er's machen konnt.« Jetzt musste sie lachen. »Wie ein Stallhase ist er zur Tür rausgehoppelt.« Dann wurde sie wieder ernst. »Martin, ich möcht nicht, dass du meinst, dich jetzt mit dem Oswald schlagen zu müssen. Versteh mich nicht falsch, aber die Sache geht halt nur mich was an.«

»Ich glaub, ich versteh's richtig.« Martin küsste sie auf die Stirn. »Aber«, sagte er befriedigt, »du hast dich gewehrt und es hat geholfen. Sicher, es hätt auch schief gehen können. Aber wenn du nichts gemacht hättst, wär's mit Sicherheit passiert.«

»Martin, ich hab ja vorhin nicht gemeint, dass man sich nicht wehren soll. Aber doch mit Vernunft. Grad dabei muss Hand und Fuß sein. Und wer sich als Geselle allein auf einen Platz stellt und gegen einen Ratsherrn die Fäuste schüttelt, der hat, entschuldige bitte, nicht alle beieinander.«

Martin lachte. »Da hast du Recht. Und grad ich müsst es besser wissen, von Frankfurt her. Aber weißt du, ich hab eine solche Wut gehabt, und da vergess ich manchmal, was vernünftig ist. Und ab und zu muss man sich auch mal Luft machen.«

»Ja, und hinterher träumt man von einem hornblasenden Ratsherrn.« Sie kuschelte sich an ihn. »Pass auf dich auf, Martin, ja? Es ist schön mit dir und ich möcht dich nicht gleich wieder

verlieren.« Sie strich ihm über die Haare und über den Rücken. »Mir wird heiß. Komm, ich hab Lust.«

Martin streichelte sanft ihre Brustwarzen. »Ich auch«, murmelte er.

Sie lachte leise. »Das spür ich. Das ist das Schöne an euch Mannsbildern. Man merkt gleich, was los ist.«

Vom Wendelstein (wie die Nördlinger den Turm der Georgskirche nennen) ertönt das Morgenläuten und für Martin beginnt ein neuer Arbeitstag im Webstuhl.

Später saß Martin in Kratzers Kammer vor dem kleinen, wackligen Tisch und sah zu, wie der Alte in seiner Truhe kramte.

»Mir ist so, als hätt ich noch andere gehabt«, murmelte Kratzer, »aber ich hab mich wohl getäuscht.« Er richtete sich auf. »Es hilft nichts, Martin, wir müssen's mit denen probieren.«

Zweifelnd schüttelte Martin den Kopf und nahm eines der drei Bleisiegel, die vor ihm auf dem Tisch lagen, in die Hand. »Wenn wir die aufbiegen, brechen sie bestimmt«, sagte er und zupfte an dem Tuchrest, der mit dem Blei wie verschmolzen schien. »Da muss der Zunftknecht zugeschlagen haben wie ein Narr. Das ist das erste Mal, dass wir Schwierigkeiten beim Fälschen haben.«

An sich war die Sache einfach. Man trug einen Loden zur Schau, und wenn er das gute Bleisiegel bekommen hatte, verkaufte man ihn nicht als ganzen an einen Handelsherrn, sondern ellenweise auf dem Land. Aus dem Rest schnitt man das Siegel heraus und bewahrte es auf. Wollte man dann einen Loden, den man über die erlaubte Anzahl gewebt hatte und nicht zur Schau bringen durfte, selber »siegeln«, so bog man das zurückbehaltene Siegel auf, zog den Geweberest heraus und schob das Blei über den »falschen« Loden. Dann drückte man es zu, klopfte es vorsichtig fest, um den Adler nicht zu beschädigen, und hatte einen vollgültigen Zehn-Gulden-Loden. So einfach war das »Fälschen« normalerweise.

Martin schüttelte wieder den Kopf. »Nein, das geht nicht. Schau mal, die sind ganz dünn geschlagen. Und hier ...«, er hielt sich das Siegel dicht vor die Augen, »… die Fäden sind richtig ins Blei gepresst. Selbst wenn beim Aufbiegen die Biegekante nicht bricht, den Stoff kriegen wir vom Blei nicht los.«

»Aber wo soll ich denn jetzt andere Siegel herkriegen?«, fragte Kratzer und rieb sich den Bart. »Das sind die letzten drei, die ich hab.« Er kam zum Tisch. »Den grauen Loden, mit dem wir am Freitag auf der Schau waren, kann ich dem Frickinger nicht liefern. Der will weiße, und zwar unbedingt noch heut am Dienstag, dreimal Kruzifix-Türken-Sakrament.«

Martin lachte. »Wenn das der Frickinger gehört hätt. Der soll doch so fromm sein, dass es selbst den Herrgott graust.«

Nachdenklich fügte er hinzu: »Ob der Frickinger weiß, dass die Loder ihm auch falsche Stücke liefern? Der Widemann weiß Bescheid, der nimmt sie sogar absichtlich, davon bin ich überzeugt. Oder was meinst du dazu?«

»Ich mein, dass mir das im Moment scheißegal ist«, sagte Kratzer nervös. »Denk jetzt gefälligst nicht über diese betrügerischen Lumpen nach, sondern kümmer dich darum, wie wir die Siegel an die Loden kriegen.«

»Schon gut, schon gut«, sagte Martin. »Obwohl das, was ich eben gesagt hab, durchaus mit unserer Schwierigkeit zu tun hat. Denn wüsste der Frickinger, dass er gefälschte Loden kriegt, dann könnten wir ihm auch mal eine schlechte Fälschung liefern. Und dass wir jetzt Pfusch machen müssen, ist ja wohl klar.« Missmutig besah er das Siegel in seiner Hand. »Das klebt aneinander wie Pech und Schwefel.« Er wendete es um. »Der Stoff ist noch gut, rundherum sogar. Nirgendwo eingerissen.« Er blickte zu Kratzers Bett hinüber, auf dem die beiden Loden lagen, die sie siegeln wollten. »Und fast genau dieselbe Farbe.« Er stand auf und legte das Siegel mit dem Tuchrest auf einen der Loden. »Ja, ganz genau sogar.«

»Aber was hilft uns das?«, fragte Kratzer ungeduldig. »Der Stoff muss aus dem Blei, so oder so.«

Martin antwortete nicht. Er stand und sah auf den Loden, das Kinn auf eine Hand, den Arm auf die andere gestützt.

Plötzlich lachte er und schnippte mit den Fingern. »Eben nicht!«, rief er.

»Was eben nicht?«

»Der Stoff muss eben nicht raus.«

»Versteh ich nicht.«

»Es ist ganz einfach. Man muss nur drauf kommen.« Martin ergriff das Siegel und klatschte es auf den Tisch. »Wir nähen es ein. Das ist die Lösung.« Er setzte sich. »Pass auf«, sagte er eifrig. »Wir schneiden den Stoffrand unregelmäßig, etwa so und so, zupfen ihn fransig, ein wenig nur, und dann schneiden wir ein genau passendes Loch in den Loden. Und da hinein nähen wir das Siegel. – Na, was sagst du?« Gespannt beugte sich Martin vor.

Mit großen Augen sah Kratzer ihn an. Dann sagte er langsam: »Kann mir mal einer verraten, warum ich darauf noch nicht gekommen bin?« Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Jahr um Jahr hab ich Hornochse die Siegel weggeschmissen, die ich nicht aufgekriegt hab. Kostbare Siegel.« Er lachte. »Und dann kommt ein Geselle daher und findet eine Lösung.« Kopfschüttelnd betrachtete er das Siegel. »Es ist wirklich einfach. Nur, man muss drauf kommen, da hast du Recht. Warum mir das nicht eingefallen ist? Ich bin doch sonst nicht der Dümmste.«

»Ich glaub, es kommt daher«, sagte Martin, »weil es was Neues ist. Und im Handwerk gibt’s nie was Neues. Seit undenklichen Zeiten wird ein Loden auf die gleiche Weise gewirkt. Und auch die Stühle sind immer gleich und werden nie geändert. Und wenn einer sein Lebtag das Handwerk treibt …«

»Dann ist er verblödet«, unterbrach ihn Kratzer, »wie ein Gaul, der in der Rossmühl im Kreis geht, und es fällt ihm nichts Neues mehr ein.« Martin öffnete den Mund, aber Kratzer sagte: »Nein, nein, lass mal. Verblödet ist schon richtig. Schau, ich hab eine Menge gesehen in meinem Leben. Und ich denk auch ab und zu ein wenig nach, sogar über das Handwerk. Nur halt nie darüber, wie man einen Loden anders wirken kann als auf die herkömmliche Weise. Denn warum sollt ich mir darüber den Kopf zerbrechen? Die Zunft schreibt mir ja vor, wie ich zu weben hab. Und seit ich denken kann, hat sie

keine Änderung zugelassen, noch nicht mal Kardier-Eisen*; ich wette, das Handwerk kardet noch in hundert Jahren mit Disteln. Ich glaub, wenn einer käm und hätt einen neuartigen Stuhl gebaut, auf dem man schneller weben könnt, da wär der Teufel los.«

»Wahrscheinlich würden sie den Stuhl verbrennen«, sagte Martin, »und die Zunft würde den Rat drängen, dass er den Mann aus der Stadt jagt.«

»Genau«, nickte Kratzer. »Und so kommt's, dass keinem vom Handwerk einfällt, was Neues zu probieren. Allerhöchstens denken wir nach, wie wir die Zeichenmeister geschickter bescheißen können. Wie wir zum Beispiel noch mehr Schlickwolle* und anderes minderes Zeug verweben können, ohne dass es bei der Schau auffällt. Aber stumpfsinnig, wie wir vom Handwerk sind, fällt uns noch nicht mal beim Bescheißen was Neuartiges ein, obwohl's da drauf ankäm. Loden fälscht man halt, wie's schon der Vater und der Vatersvater gemacht haben, und damit hat sich's. Keiner von uns Deppen kommt auf den Gedanken, das Fälschen zu verbessern.«

Lächelnd sagte Martin: »Jetzt denk nicht so schlecht von dir. Und dass es besser ist, das Siegel in den Loden einzunähen, statt es drüberzudrücken, möcht ich bezweifeln. Im Gegenteil: Wenn ein Zeichenmeister einen Verdacht hat und dich mit einem gefälschten Loden abfängt, dann hast du dich bisher rausreden können, das Siegel wär wohl in der Walkmühl beschädigt worden oder so was. Ist es aber eingenäht, dann gibt's keine Ausrede mehr, das ist eindeutig.«

»Da ist was Wahres dran.« Kratzer rieb sich den Bart. »Aber das Einnähen hat auch Vorteile. Du brauchst das Siegel nicht anzurühren, es wird nicht zerkratzt und der Adler nicht verdrückt. Keiner schöpft Verdacht, wenn er's betrachtet. Und«, Kratzer hob den Zeigefinger, »du brauchst kein Siegel mehr wegzuschmeißen. – Alsdann, fangen wir an. Holst du mal das Nähzeug? Und bring zwei Lodenreste mit. Wir müssen erst probieren.«

Vom Wendelstein schlug die Stundenglocke neunmal, als Kratzer sich erhob. »Das wär geschafft«, sagte er zufrieden. »Jetzt noch kräftig mit der Bürste drüber, Martin, und dein Meisterstück ist fertig.«

Martin lachte. »Ich denk, im Loderhandwerk wird keins verlangt? Außerdem würd ich damit allenfalls als Meister zur Schneiderzunft zugelassen.«

Schmunzelnd sah Kratzer zu, wie Martin mit der Bürste hantierte. Plötzlich fragte er: »Martin, hat die Margret gesehen, wie du das Nähzeug geholt hast?«

Erstaunt schüttelte Martin den Kopf. Kratzer verließ die Kammer und rief die Stiege hinunter: »Margret! Kommst du mal? Ich möcht dir was zeigen.«

Als Margret in die Kammer trat, führte Kratzer sie vor die beiden Loden und sagte: »Fällt dir was an den Siegeln auf? Schau sie dir genau an.«

»Wie die aussehen, weiß ich«, sagte sie, beugte sich aber doch vor und besah die Bleischeibchen. »Na, wie ich sagte … aber halt.« Sie prüfte die Siegel eingehend. Dann richtete sie sich auf und schien verwirrt. »Das sind gute, keine falschen. Die sind nie aufgebogen worden. Aber … aber ich denk, ihr habt die zwei ungeschauten Loden gesiegelt? Die hier waren bei der Schau. Von denen weiß ich doch gar nichts.«

Triumphierend sahen Kratzer und Martin einander an. Dann erklärten sie Margret, was sie gemacht hatten. Sie untersuchte die fein gestichelten, unter der flauschigen Tuchoberfläche verborgenen Nähte. »Das sieht nur, wer’s weiß«, meinte sie bewundernd. »Bloß durch Zufall kann jemand auf diese Fälschung kommen. Dann freilich weiß er genau, dass es eine ist.«

Kratzer nickte. »Schon richtig. Mit der Näherei haben wir uns nur beholfen, weil’s pressiert mit den Loden.«

Martin sah aus der Fensterluke. »Es regnet nicht. Wir können sie gleich zum Frickinger tragen.« Während er an den Tisch

zurückkehrte, sagte er: »Da unten drückt sich der Christian rum. Ob der was von dir will?«

»Ich wüsst nicht, was«, knurrte Kratzer und schulterte einen der Loden, »und es ist mir scheißegal.«

»Ich mein auch nur.« Martin nahm den zweiten Loden auf. »Übrigens hat er sich ein neues Wams gekauft, und keiner weiß, wovon.«

Kratzer zuckte mit der Achsel und verließ die Kammer. Martin und Margret folgten ihm. Auf dem Tisch lagen Nähzeug, Tuchreste und ein Siegel.

Christian hat vor dem Haus auf Kratzer gewartet, weil er seinen Vater bitten möchte, ihn wieder als Sohn anzuerkennen. Doch Kratzer tut, als wäre er Luft. Resolut greift Martin ein: »Herrgott noch mal! Was vergibst du dir, wenn du den Christian mal anhörst?« Kratzer zögert, aber schließlich ist er dazu bereit. Daraus zieht Christian den Schluss: Man muss, wenn man beim Alten etwas erreichen will, nur energisch genug mit ihm umspringen. Das probiert er denn auch. Dabei erweist er sich allerdings als derart niederträchtig, dass der Alte die Beherrschung verliert: Er prügelt Christian zu Boden und bespuckt ihn. Dann sind Kratzer und Martin verschwunden, und Christian, auf der Erde hockend, schmiedet Rachepläne.

Christian richtete sich auf und wischte einen Rest Speichel aus dem Auge. Also, dachte er, wie fang ich’s an? Er musste dem Alten eine Fälschung eindeutig nachweisen können. Am besten war es, wenn er versuchte herauszubekommen, wann der Alte in diesem Quartal seine sechsundzwanzig Loden zur Schau getragen haben würde. Jeder weitere Loden, den er an einen Handelsherrn lieferte, war gefälscht. Und dann? Dann würde man sehen. Christian beschloss, nichts zu überstürzen und den Alten und Martin während der nächsten Tage zu beobachten.

Er stand auf. Trotz allem musste er sich vorerst um eine Arbeit bemühen, da kam er nicht drum herum. Wo sollte er fragen? Unschlüssig blickte er die Gasse hinauf.

Da sah er, dass sich die Tür zur Werkstatt des Alten öffnete. Rasch drückte er sich an die Hauswand. Margret trat heraus, einen Korb über den Arm gehängt. Ohne sich umzusehen, schlug sie den Weg zur Stadtmauer ein. Christian atmete auf. Mit der wollte er heut Morgen nicht auch noch zusammentreffen. Wahrscheinlich spielte sie wieder die Mildtätige und besuchte die Schölldorferin. Genau wie der Alte rannte sie dauernd durch die Gegend und ließ das Haus unbewacht.

Plötzlich pfiff Christian durch die Zähne. Die Zählmarken! Wenn er die Zählmarken für die Loden nachprüfte! Dann wusste er, wie viele der Alte in diesem Quartal zur Schau getragen hatte. Und an die Marken konnte er jetzt dran. Das Haus war leer. Margret würde so schnell nicht zurückkommen, auch Martin und der Alte nicht. Er konnte in dessen Kammer schleichen. Dort, in seiner Truhe, bewahrte der Alte die Marken gewöhnlich auf.

Aber wenn er überrascht wurde, während er die Truhe durchsuchte? Christian wischte sich die Hände an der Hose trocken. Das musste er riskieren. Eine solch günstige Gelegenheit ergab sich nicht ein zweites Mal. »Wart nur, Saukrüppel, diesmal schlag ich zurück«, murmelte er. »Ich schlag zurück. Ich schlag zurück!«, wiederholte er und wie von selbst setzten sich seine Füße in Bewegung.

Vor der Werkstatttür blickte er sich um. Niemand zu sehen. Er stieß die Tür auf. Rasch durchquerte er Werkstatt und Stube. Die Stiege schlich er vorsichtig hoch. Die Mutter würde vermutlich nichts hören, aber sicher war sicher.

Als er in Kratzers Kammer stand, holte er tief Atem. Das Herz schlug ihm bis zum Halse. Also los. Dort an der Wand war die Truhe. Auf Zehenspitzen näherte er sich ihr. Noch immer kein Schloss dran. Manchmal war der Geiz des Alten ganz vorteilhaft. Langsam hob Christian den Deckel. Wenn nur nicht … Durchdringend quietschten die Scharniere. Erschreckt hielt er inne und lauschte. Alles blieb still. Klar, die Alte in ihrer Kammer konnte sich nicht rühren. Ärgerlich schüttelte Christian den Kopf. Wenn er so weitertrödelte, kam womöglich noch jemand von den anderen. Mit einem Ruck öffnete er die Truhe.

Hastig begann er zu wühlen. Ein Wams, Strümpfe, alte Stoffreste … Da, ein Leinensäckchen. Christian zerrte an der Verschnürung, endlich hatte er sie offen. Kreuzer, Batzen und ein Goldgulden. Zögernd wog er das Säckchen in der Hand. Dann legte er es zurück. Nein, der Alte durfte nicht merken, dass er hier gewesen war. Er entdeckte ein zweites Säckchen. Die Marken! Ruhig jetzt, ruhig. Er

zählte. Eins, zwei … noch siebzehn Stück. Verdammt. Bis der Alte die verbraucht hatte, das würde dauern.

Plötzlich griff sich Christian an die Stirn. Dass er daran nicht gedacht hatte! Natürlich webte der Alte die zusätzlichen Loden zwischendurch, hübsch übers Quartal verteilt. Christian besah die Marken. Wie, wenn er …? Nein, ging auch nicht. Er verstaute das Säckchen dort, wo er es gefunden hatte, und schloss den Deckel der Truhe. Er musste sich etwas anderes einfallen lassen. Aber was? Na, jetzt erst mal raus hier. Eilig ging er zur Tür und öffnete sie. Angestrengt horchte er die Stiege hinunter. Bloß nicht zu guter Letzt dem Alten in die Arme laufen. Aber nichts war zu hören. Noch ein Blick in die Kammer und dann …

Er zog die Tür wieder zu und war mit zwei Schritten am Tisch. Ein Siegel!

Christian nahm es in die Hand. Dafür konnte der Alte bestraft werden. Siegel durften nicht zurückbehalten werden. Aber für die Fronfeste langte es nicht, dazu musste das Siegel an einem ungeschauten Loden sein. Er drehte das Blei zwischen den Fingern. Der Tuchrest war eigenartig unregelmäßig beschnitten. Er sah auf den Tisch. Dort lag ein Tuchlappen mit einem Loch, auch unregelmäßig … Er probierte. Das Siegel ließ sich genau in das Loch einpassen.

Nachdenklich musterte Christian, was noch auf dem Tisch lag. Nähzeug, ein weiterer Lappen … Er nahm ihn auf. Auch daraus war etwas herausgeschnitten worden. Aber dann war offensichtlich anderer Stoff eingenäht worden, passend … Und da begriff Christian.

Plötzlich wurden Schritte laut, klapperten, klapperten die Stiege hoch! Kochendes Blei schien Christian zu durchfluten. Aus! Entdeckt! Wie gelähmt stand er und glotzte; das Blut rauschte in seinen Ohren. Jetzt waren die Schritte oben – Stille! Christian hätte schreien mögen. Dann ein Knarren – er starrte auf die Tür. Aber sie bewegte sich nicht, sie blieb zu! Und wie aus weiter Ferne hörte er Margrets

Stimme: »Willst du eine Suppe, Mutter?« Dann schlug nebenan die Tür zu.

Da schoss Christian aus der Kammer, die Treppe hinunter, durch Werkstatt und Hof in den Durchlass am Nachbarhaus und stand schwer atmend an die Hauswand gepresst.

»Vater? Martin? Seid ihr zurück?«, rief Margret. Er hörte, wie sie die Stiege herunterkam. Stille – sie schien in die Werkstatt zu gehen. Jetzt kam sie auf den Hof. »Ich bin sicher, dass jemand hier war!«, hörte er sie murmeln. »Aber anscheinend waren’s nur die Ratten.«

Kratzer und Martin wollen die beiden Loden mit den eingenähten Siegeln beim Kaufherrn Frickinger abliefern. Doch Fichtel, ein Tuchscherermeister, den der Kaufherr mit der Annahme und Kontrolle der zu liefernden Loden betraut hat, lässt sie warten – aus reiner Schikane, wie Kratzer meint. Endlich lässt Fichtel sie ins Gewölbe ein. Lauthals beschwert sich der Alte.*

»**I**hr werdet unverschämt, Kratzer.« Wütend starrte Fichtel ihn an. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Wie komm ich überhaupt dazu, mich mit einem lausigen Lodermeister rumzustreiten. Jetzt ist Schluss. Los, her mit den Loden. – Halt! Ich hab mir die Siegel noch nicht angesehen. Wehe, wenn an denen was nicht in Ordnung ist. Euch lass ich nichts mehr durchgehen. Ihr habt Euch mein Wohlwollen verscherzt.«

»Püh«, machte Kratzer und schnippte mit den Fingern. »So viel geb ich auf Euer Wohlwollen.« Und Martin sah mit Entsetzen, dass er ausspuckte.

Mit offenem Mund starrte Fichtel auf den Alten. Dann lehnte er sich über den Tisch und stierte auf den Fußboden. Darauf nickte er mehrmals bedeutungsschwer, als könnte er jetzt erst glauben, was er vorhin gesehen hatte. Langsam richtete er sich auf und blickte sich, noch immer nickend, im Gewölbe um, wie um einer unsichtbaren Zuschauermenge zu bestätigen, dass auch sie recht gesehen hatte.

»Sehr schön«, sagte Kratzer, »ein eindrucksvolles Schauspiel. Aber vielleicht solltet Ihr jetzt zur Sache kommen. Ich muss nämlich wieder an meine Arbeit.«

Unwillkürlich zog Martin den Kopf ein. Jetzt zerplatzt der Fichtel, dachte er.

Aber Fichtel platzte nicht. Er lief lediglich puterrot an und krächzte: »Zur Sache …? Ich soll …? Das ist doch …« Dann sagte er drohend:

»Jawohl. Jetzt komm ich zur Sache. Und wie ich zur Sache komm.« Ruckartig beugte er sich nieder und begann, eines der Siegel zu untersuchen. Und während er immer wieder hervorstieß: »Zur Sache. Jawohl, zur Sache«, hielt er sich das Blei dicht vor die Augen, bewegte es hin und her, soweit das der Lodenstoff zuließ, legte den Kopf schräg, um es von der Seite gegen das Licht zu betrachten, und fing dann an, die Oberfläche zu betasten, wobei er mit leerem Blick vor sich hin sah, fuhr mit dem Zeigefinger die Prägelinien des Adlers entlang, strich über die Biegekante, war jetzt ganz still geworden und betrachtete das Siegel aufs Neue.

Martin hatte die Finger ineinander verschlungen und dachte nur: Das halt ich nicht aus. Ich halt's nicht aus.

Fichtel schüttelte den Kopf und nahm sich den zweiten Loden vor. Aber auch an diesem versagte seine durch lange Erfahrung erworbene Kunst, gefälschte Siegel mit unfehlbarer Sicherheit zu erkennen.

Dann stand er mit gesenktem Kopf und kaute auf der Unterlippe.

»Na, alles in Ordnung?«, fragte Kratzer munter. »Dann können wir ja gehn, was?« Martin atmete auf.

Aber Fichtel wedelte heftig mit der Hand. Ohne ein Wort zu sagen, drehte er sich um und ging zur Kontortür. Dann verschwand er.

Martin sah Kratzer fragend an. Doch der zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung, was das soll. Ob er den Frickinger holt? Von mir aus. Der findet erst recht nichts.«

»Hör mal«, begann Martin, doch dann verstummte er. Fichtel kehrte zurück – alleine. In der Hand hielt er ein ledernes, rundes Futteral. Martin erstarrte. Hatte der tatsächlich …?

Fichtel klappte das Futteral auf und zog einen handtellergroßen Gegenstand hervor. Langsam führte er ihn sich vor das Gesicht und sah Kratzer aus einem riesigen Auge an.

»Ein … ein Brennglas«, stotterte der.

Martin wurde plötzlich ganz ruhig. Jetzt hat er uns, dachte er. Damit findet er die Nähte. Aus. Und mit einem Blick auf Kratzer: Na, nun hat der wenigstens auch gemerkt, dass das hier kein Spaß ist. Er legte die Hände auf den Rücken und wartete. Ob der Fichtel erst zu den Zunftoberen rannte oder ob er sie gleich beim Rat anzeigte?

Aber so weit war Fichtel noch nicht. Vorerst genoss er Kratzers verdutztes Gesicht. »Ja, mein lieber Kratzer, ein Brennglas.« Er drehte das Glas zwischen den Händen. »Und man kann damit nicht nur Feuerchen machen. Nein, nein. Richtig angehalten – seht Ihr, so – zeigt es einem gewisse Dinge hübsch nah, zum Beispiel dieses Siegel. Jedes Krätzerchen kann man damit erkennen. Aber das ist Euch zweifelsohne bekannt – so käsweiß wie Ihr auf einmal geworden seid.« Gut gelaunt begann er, das Siegel unter der Lupe zu betrachten. »Jetzt wolln wir doch mal schaun, ob wir dem Meister Kratzer nicht ein Feuerchen unter dem Hintern machen können.« Und hämisch fügte er hinzu: »Jetzt hat's Euch geschwätzigem Vogel mal die Sprache verschlagen, was?«

Doch Kratzer hatte sich schon wieder gefangen, Martin sah es mit Verblüffung. Und obwohl das Treffen gegen Fichtel so gut wie verloren war, ging der Alte noch einmal zum Gegenangriff über. »Noch so eine Unverschämtheit, und ich hau Euch aufs Maul«, knurrte er. »Jetzt macht hin, ich hab nicht ewig Zeit.«

Martin fasste sich an den Kopf. Den warf wirklich nichts um. Kaltblütig spielte der jetzt noch den biederen Meister mit dem reinen Gewissen.

Fichtel blickte auf, er schien verwirrt. Zweifelnd sah er Kratzer an. Und der Alte stieß nach. »Ich hab gesagt, Ihr sollt Euch auströdeln. Ihr habt doch gesehen, dass die Siegel in Ordnung sind.« Und an Martin gewandt: »Fummelt der hier mit einem Brennglas rum. Eine Frechheit.« Plötzlich beugte er sich vor und nahm Fichtel das Glas aus der Hand. »Hier, schaut nur genau hin.« Er hielt die Lupe über das Siegel. »Na, los doch.« Mit erhobener Stimme setzte er hinzu: »Aber wenn Ihr fertig seid, dann gehn wir beide ins Kontor. Und dann werd ich Eurem Herrn mal erzählen, wie Ihr mit ehrlichen

Meistern umspringt.« Jetzt brüllte er. »Verdammt noch mal! So brauch ich mich hier nicht traktieren zu lassen. So weit sind wir noch nicht.«

Da öffnete sich die Tür zum Kontor. Frickinger sah heraus. »Fichtel! Was gibt es denn schon wieder?« Fichtel fiel stumm in eine tiefe Verbeugung. »Ihr wisst doch, Fichtel, dass ich keinen Lärm vertrage. Ich verbitte mir diese Störungen. Wenn Ihr die Loden nicht ohne Geschrei prüfen könnt, sehe ich mich gezwungen … Aber was ist das? Wie? Ihr seid ja noch immer mit dem Meister Kratzer beschäftigt. Habt Ihr sonst keine Arbeit? Vielleicht tummelt Ihr Euch etwas, wenn ich bitten darf. Danach meldet Ihr Euch sofort bei mir.« Die Tür schloss sich wieder.

Stille. Fichtel verharrte in seiner Verbeugung, Kratzer grinste. »Na, was ist?«, sagte er. »Habt Ihr nicht gehört? Ihr sollt Euch tummeln. Hier, Euer Brennglas.«

Da fuhr Fichtel herum, entriss Kratzer die Lupe und schlug sie auf den Tisch. »Das zahl ich Euch heim«, zischte er.

»Nicht doch. Das gute Stück.« Kratzer nahm das Glas auf und betrachtete es. »Dem Himmel sei Dank, noch heil. Ihr solltet vorsichtiger damit umgehen, lieber Fichtel. Vielleicht braucht Ihr’s noch mal.«

»Jetzt ist es genug.« Fichtel keuchte. »Packt Euch augenblicklich. Und das sind die letzten beiden Loden, die ich von Euch nehm.«

»Irrtum, Freundchen«, sagte Kratzer gemütlich. »Das entscheidet nicht Ihr, sondern der Frickinger. Und der nimmt meine Loden gern. Denn sie sind tadellose Ware, wie Ihr wisst.«

Christian berichtet dem Ratsherrn Gehring. Er wisse von einem Meister, der Siegel auf neue Art fälsche: Er nähe sie ein. Gehring ist höchst angetan. Für das, was er vorhat, braucht er eindeutige Beweise, und eine solche Fälschung kann zweifelsfrei nachgewiesen werden. Er will wissen, wie der Meister heißt.

Christian glaubte, den Alten vor sich zu sehen. Mit offenem Maul stand der vor ihm. Wart nur, dachte er. Jetzt bist du dran. Entrückt grinste er vor sich hin.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen sah Gehring ihm zu. Warum freute sich diese Vogelscheuche? Wahrscheinlich war es wie gewöhnlich bei Zuträgern: Der Kerl wollte irgendeine Rechnung mit einem Meister begleichen und gab den deshalb an. Nun, umso besser. Zuträger, die ihre Rachegefühle befriedigten, bekamen hinterher selten kalte Füße.

»Na, wird's bald? Den Namen.«

Christian schreckte auf. »Was?«

»Den Namen des Mannes!« Gehring trommelte wieder mit den Fingern.

Aber nun kam es wie aus der Pistole geschossen. »Kratzer. Jörg Kratzer heißt der Lump.«

Gehring hörte auf zu trommeln. »Ah … ja?« Er sah Christian scharf an. »Euer Vater?«

Christian nickte. Dann sagte er: »Nein.« Und schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»Also was nun?«

»Er hat sich von mir losgesagt, Herr. Ich bin nicht mehr sein Sohn.«

»Aha.« Nachdenklich musterte Gehring ihn. »Losgesagt.« Das war natürlich Unsinn, Verwandtschaftsverhältnisse waren nicht zu ändern. Vermutlich hatte den sein Vater aus dem Haus gejagt. Und jetzt kam diese Figur hierher und zeigte den leiblichen Vater an. Himmel, was gab es doch für Menschen. Na schön. An sich recht vorteilhaft. So konnte er gleich feststellen, ob dieser Jörg Kratzer der Mann war, den er brauchte. Der Sohn musste ihn schließlich kennen. Und dann gab es noch einen zweiten nützlichen Aspekt dabei. Aber eines nach dem anderen.

»Wann war das?«, fragte er. »Ich meine, wann hat er sich losgesagt von Euch?«

»Am letzten Freitag, Herr. Danach hat man mich in die Fronfeste getan.«

Nun war Gehring im Bilde. »Ihr sagtet beim Verhör, Ihr hättet laufend Streit mit Eurem Vater?«

»Das ist richtig, Herr. Seit ich denken kann, kujoniert er mich.«

»Hm.« Gehring musterte Christian wieder. Dass dessen Vater ihn kujonierte, besagte nichts. Diese erbärmliche Kreatur lud ja förmlich dazu ein. Er sagte: »Mit Euch hat er sich also immer gestritten. Aber mit anderen Leuten, zum Beispiel seinen Mitmeistern, kommt er wohl gut aus? Ich kann mir vorstellen, dass er recht beliebt ist, wie?«

»Der? Der kriegt sich doch mit jedem in die Wolle.« Christian zählte an den Fingern ab. »Mit den Meistern, mit den Faktoren, mit den Zeichenmeistern, sogar mit dem Vorgeher der Zunft. Weil, der Alte lässt sich nichts gefallen … Nein, falsch«, verbesserte er sich, »der Alte fängt meistens an, den freut das Streiten.«

Ein Einzelgänger also. Gehring hatte verstanden. Und der Mann legte sich offenbar auch mit seinen Zunftoberen an. Das war günstiger, als er zu hoffen gewagt hatte. Jörg Kratzer schien sein Mann zu sein. Natürlich konnte er sich nicht nur auf das verlassen, was ihm dieser Mensch hier erzählte. Aber dessen Angaben konnte er auch noch überprüfen, wenn der Kratzer festgesetzt war. Und das,

nahm er sich vor, sollte bald geschehen. Jetzt blieb ihm noch, nach Einzelheiten der Fälschung zu fragen.

Nach einer knappen Viertelstunde hatte der Ratsherr Gehring erfahren, was er wissen wollte. Er überdachte, was er gehört hatte. »Hm«, murmelte er, während er sich den Knebelbart strich, »zwei Loden mit eingenähten Siegeln. Das reicht für einen ewigen Stadtverweis.« Er bemerkte, dass Christian zuhörte, und führte seine Überlegungen im Stillen weiter. Ein ewiger Stadtverweis war hart, aber nicht abschreckend genug. Gehring hatte eine andere Strafe im Auge. Aber es wird nicht einfach sein, die durchzusetzen, dachte er, selbst für mich. Besonders Bürgermeister Lemp würde sich schwer überzeugen lassen. Nun, vielleicht ergaben sich während der Verhöre weitere Anhaltspunkte. Und der Mann war alt. In seinem langen Leben war sicher einiges an Strafen zusammengekommen. Die konnte man auch berücksichtigen. Gleich heute Nachmittag musste der Ostertag die Bücher durchgehen.

Und Gehring plante weiter. Der Kratzer würde morgen früh festgenommen, das stand fest. Dann: Der Widemann musste heute noch den Zunftvorgeher Rehe veranlassen, einen Kontrollgang durch die Gewölbe der Handelsherren zu machen. Rehe durfte natürlich nicht eingeweiht werden. Der sollte denken, dass er die beiden gefälschten Loden beim Frickinger zufällig entdeckt hatte.

Andererseits musste sichergestellt werden, dass er die Fälschungen auch wirklich entdeckte. Nun, darüber mochte sich Widemann den Kopf zerbrechen. Alles in allem ließ sich die Sache ausgezeichnet an. Auch, dass der Kratzer die Loden gerade Frickinger geliefert hatte, war ein ausgesprochen glücklicher Umstand. So würde niemand Verdacht schöpfen. Dem frommen Frickinger traute keiner zu, dass er sich an einem abgekarteten Spiel beteiligte. Der Eindruck, dass die Aktion geplant war, musste unbedingt vermieden werden, wenn sie bei den Handelsherren draußen im Land die gewünschte Wirkung hervorrufen sollte. Wichtig war, dass keiner, der Bescheid wusste, etwas verlauten ließ. Widemann würde natürlich schweigen. Der Ostertag war ohnehin

nicht vollständig eingeweiht, obwohl er sich den Rest vermutlich zusammenreimen würde. Aber auch auf den war Verlass. Der einzige schwache Punkt blieb diese Kreatur, die hier krumm und glotzend auf dem Hocker saß. Wenn der herumlief und schwätzte, war die ganze Sache für die Katz gewesen. Gleich jetzt musste der noch einmal so vergattert werden, dass er für immer das Maul hielt.

Gehring sah Christian freundlich an. »Ihr habt saubere Arbeit geleistet. Respekt, Respekt. Das wird Euch nicht vergessen werden.«

Christian strahlte. Er hatte doch gewusst, dass der Gehring mit ihm zufrieden sein würde. Er hatte sich ja auch verteufelt geschickt angestellt, nicht jeder wäre dem Alten auf die Schliche gekommen.

Lächelnd fuhr Gehring fort: »Und Eurem Alten habt Ihr's nun ganz hübsch heimgezahlt, was?«

Christian nickte freudig. Herrschaftszeiten, ja. Das konnte man wohl sagen. Was hatte der Gehring vorhin gemurmelt? Ewiger Stadtverweis! Der würde den Alten treffen. Er würde aus der Stadt gejagt werden und nie, nie durfte er zurückkehren. Nie zurückkehren …? Aber dann … Herrgott, ja! Christian durchfuhr es, als hätte er einen Dreier-Wurf aufgedeckt. Der Stuhl wurde frei! Er konnte den Stuhl nun doch übernehmen! Heißa! In Christians Beinen zuckte es. Er musste sich beherrschen, dass er nicht aufsprang. Er würde Meister sein! Er würde hinfort als geachteter Lodermeister im Stuhl des Alten sitzen.

»Dann steht ja alles zum Besten.« Gehring strich sich über den Bart. »Nur etwas macht mir Kummer.« Er setzte eine besorgte Miene auf. »Was wird mit Euch?«

»Mit mir?« Christian grinste. »Ich hab ausgesorgt, Herr.«

»So? – Nein, das glaube ich nicht.« Betrübt schüttelte Gehring den Kopf. »Im Gegenteil. Auf Euch werden harte Zeiten zukommen.«

»Auf mich? Harte Zeiten?« Christian war verwirrt. »Wieso?«

»Nun, denkt doch mal nach. Ihr habt Euren Vater angezeigt. Der Alte hat Euch zwar kujoniert und sich losgesagt von Euch, aber er ist

immerhin Euer leiblicher Vater. Ich habe Verständnis dafür, dass Ihr ihn angegeben habt. Aber glaubt Ihr nicht, dass Euch viele verachten, ja beschimpfen werden? Ich befürchte sogar, man wird Euch das Leben so sehr zur Hölle machen, dass Ihr Euer Bündel packen müsst. Ja, Ihr werdet wohl die Stadt verlassen müssen.«

Entsetzt starrte Christian ihn an. »Aber … aber warum denn? Keiner weiß, dass ich den Alten angegeben hab.«

»Seid nicht einfältig.« Ungeduldig schüttelte Gehring den Kopf. »Das kann sich jeder an den Fingern abzählen. Zweifellos ist im Handwerk bekannt, wie Ihr zu Eurem Vater steht. – Ich überlege«, fuhr er scheinbar nachdenklich fort, »ob es nicht meine Pflicht ist, Euch vor den Anfeindungen der Leute zu schützen. – Ja, ich glaube, ich werde Euch aus der Stadt entfernen lassen. Zu Eurem Besten.«

Christian zerknüllte seinen Hut. »Bitte, Herr, nein.« Seine Quellaugen waren flehend auf den Ratsherrn gerichtet. »Lasst mich hier bleiben. Bitte, Herr.«

Schweigend blickte Gehring auf ihn. Er schien zu zögern. »Na schön«, sagte er endlich. »Ihr könnt vorerst bleiben. Aber dazu ist eines absolut notwendig.« Er beugte sich vor und klopfte rhythmisch mit dem Knöchel auf den Tisch. »Ihr dürft niemals, ich wiederhole, niemals ein Sterbenswörtchen über Euren Zuträgerdienst verlauten lassen. Habt Ihr mich verstanden? Kein Mensch darf davon erfahren.« Er zog die Augenbrauen zusammen. »Falls doch, seid Ihr aus der Stadt, bevor Ihr Papp sagen könnt. Verstanden?«

»Ja, Herr.« Christian presste die Beine zusammen. »Ich tu alles, was Ihr wollt.«

Nun läuft alles nach Gehrings Plan. Er benachrichtigt den Handelsherrn Widemann. Der wiederum bringt den ahnungslosen Zunftvorgeher Rehe dazu, zusammen mit dem Spitzbart eine außerplanmäßige Kontrolle der Kaufmannsgewölbe vorzunehmen. Und tatsächlich entdecken sie beim Kaufherrn Frickinger Kratzers Loden mit den eingenähten Siegeln …

Margret und Martin haben sich verlobt.

Kratzer ist begeistert – genau das hat er sich gewünscht. Jetzt wird gefeiert.

»**A**lso, ich hol den Branntwein aus dem Keller, und du – hast du nichts Gutes da?«

Margret lächelte. »Ich hab's lang aufgespart, das große Stück im Rauchfang. Aber ich glaub, heut ist's Zeit, heut wird davon gegessen. Und am Morgen hab ich Brot vom Bäcker geholt.«

»Ha!« Kratzer rieb sich die Hände. »Rauchfleisch, frisches Brot und scharfer Branntwein. Das wird ein Fest. Und wir lassen nichts übrig, was? Wir fressen und saufen uns mal so richtig voll. Ha!«

Etwas später saßen sie in der Stube und schmausten. Außer Brot und Rauchfleisch hatte Margret in Essig eingelegte Zwiebeln, eine Schüssel mit rohem Sauerkraut und einen Topf Gänseschmalz aufgetischt. Und dann hatte sie noch einen Tontopf herbeigetragen und mit geheimnisvoller Miene das Pergament entfernt. Es war stark eingekochtes Zwetschgenmus.

Schweigend aßen und tranken die drei. Sie hatten vor, reinen Tisch zu machen, heute einmal nicht zu sparen, sondern im Überfluss zu schwelgen.

Kratzer brach als Erster das Schweigen. »Wenn man das jeden Tag hätte«, sagte er und überblickte den Tisch. Er seufzte. »Aber dazu wird's bei uns wohl nie reichen.« Bedächtig langte er in die

Krautschüssel, hielt aber plötzlich inne. »Margret, was ich dich vorhin fragen wollt: Warst du an meiner Truhe? Oder du vielleicht, Martin?«

»Nein. Wieso?«

»Sonderbar.« Kratzer rieb sich den Bart. »Als ich vorhin das Geld geholt hab, da war mir so, als hätt der Beutel nicht dort gelegen, wo ich ihn hingetan hab. Aber ich hab mich wohl getäuscht. Ich werd halt langsam alt.«

»Ich weiß nicht, warum mir das jetzt einfällt«, sagte Margret, »aber letzthin ist mir auch irgendwas sonderbar vorgekommen. Was war das bloß?« Sie sah angestrengt in die Luft. Dann schüttelte sie den Kopf. »Ich komm nicht drauf.« Sie lachte. »Du kannst beruhigt sein, Vater, die Vergesslichkeit hat mit dem Alter nichts zu tun.«

Schmunzelnd sagte Kratzer: »Das stimmt. Und ich kann’s sogar beweisen: Wir haben alle drei gestern Morgen vergessen, den Kram wegzupacken, den der Martin und ich zum Fälschen gebraucht haben.« Er wurde ernst. »Da müssen wir in Zukunft besser aufpassen. Sonst sieht mal einer durch Zufall, dass wir gefälscht haben. Und wenn’s dem Teufel gefällt, ist es einer, der uns übel will und uns anzeigt.« Nachdenklich schob er etwas Kraut in den Mund. »Hör mal, Martin«, sagte er kauend, »mir fällt grad ein, dass ich dir’s noch nicht gesagt hab: Sollten sie mich mal drankriegen wegen der Fälscherei, und damit müssen wir immer rechnen, dann weißt du von nichts, klar? Wenn sie dich verhören, sagst du, ich hätt wohl heimlich gefälscht, und tust ganz unschuldig. Ich nehm alles auf mich.«

»Aber warum? Schließlich mach ich doch mit. Nein«, sagte Martin entschieden, »ich lass dich nicht im Stich. Ich steh für das ein, was ich mach.«

Margret sah ihn liebevoll an. »Das mag ich an dir, Martin. Auf dich ist Verlass, du stehst zu einem. Aber in dem Fall ist’s besser, wenn du den Vater verleugnest. Schau mal: Keinem von uns ist gedient, wenn sie euch beide bestrafen, im Gegenteil. Der Vater bekäm seine Strafe auf alle Fälle, aber sie wär weniger streng, wenn du von

nichts weißt. Denn sonst sagen sie: ›Nicht genug, dass er als Meister fälscht, nein, er hat auch seinen Gesellen dazu verführt.‹ Und das wiegt schwer.«

»Genauso ist es«, nickte Kratzer. »Also abgemacht, Martin: Du bist unschuldig wie ein Lamm. Klar? – Gut. Für die Margret gilt natürlich das Gleiche, ich hab's schon früher mit ihr abgesprochen.« Er zog sich den Branntweinkrug heran. »So, jetzt ist Schluss mit dem Gerede, jetzt wird weitergefeiert.« Er nahm einen kräftigen Schluck und dann stimmte er an: »Wir Wulleneweber sind lustige Leut …«

»Hähähä.« Meckerndes Lachen erscholl von der Tür. »Was sehe ich? Man singt, man feiert? Und das am Mittwochmorgen?«

Der Spitzbart troff vor Nässe. Auf dem Fußboden unter ihm sammelte sich eine Pfütze, und sein Hut war so durchweicht, dass die Krempe fast bis zur Schulter herabhing. Selbst aus dem Kinnbart tropfte es. Trotzdem schien der Spitzbart ausgezeichneter Laune zu sein. Händereibend kam er näher.

»Wenn man vom Teufel spricht ...«, brummte Kratzer. Laut sagte er: »Wann ich feier, ist meine Sache. Und ich wüsst nicht, dass ich Euch eingeladen hätte.«

»Heut brauch ich keine Einladung, hähä.« Der Spitzbart nahm den Hut ab und beäugte den Tisch. »Lecker, lecker, muss ich sagen. Ihr gestattet doch?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, langte er sich eine Zwiebel und begann, an ihr zu knabbern. »Hm, delikat.«

Starr vor Staunen sahen die drei ihm zu. Kratzer fasste sich als Erster. »Also, da hört sich doch alles auf«, knurrte er und erhob sich. Mit gefährlich ruhiger Stimme sagte er: »Ihr verlasst sofort mein Haus. Sonst garantier ich für nichts.«

»Nicht doch, Meister Kratzer.« Der Spitzbart biss erneut in die Zwiebel. »Ich rate Euch, fein still zu halten. Damit könnt Ihr Eure Lage nur verbessern.«

»Was für eine Lage?« Kratzer zog die Augenbrauen zusammen. »Was soll das überhaupt? – Na los!«, brüllte er plötzlich. »Ich will

Antwort! Warum seid Ihr hier?« Er stieg über die Bank und ging auf den Spitzbart zu. »Wehe, Ihr könnt keinen triftigen Grund angeben«, sagte er drohend. – Martin stand auf.

»Oh, einen Grund gibt es, da seid unbesorgt. Ihr werdet ihn schon erfahren, hähä.« Der Spitzbart stieß sein meckerndes Lachen aus. »Zuvor aber, werter Meister Kratzer, möchte ich, mit Eurer Erlaubnis … die war doch mächtig scharf.« Und er beugte sich über den Tisch und ergriff einen Kanten Brot.

Mit einem Satz war Kratzer bei ihm. Ein Schlag – und das Brot flog in hohem Bogen durch die Stube. Der Alte hatte den Spitzbart vor der Brust gepackt und schüttelte ihn. »Das war's, Freundchen. Jetzt wird abgerechnet. Mich hast du zum letzten Mal angestunken.« Er holte aus.

»Nicht!«, rief Martin und rannte um den Tisch. »Tu ihm nichts!«

»Vater! Hör auf! Du bringst dich ins Unglück!«

»Hilfe!«, kreischte der Spitzbart. »Hilfe! Kommt! Kommt!« Und sie kamen. Aus der Werkstatt polterten sie herein, zwei Stadtknechte, gerüstet mit Helm und Hellebarde. Sie rissen Kratzer zurück. »Ihr seid festgenommen, Kratzer.«

Der Alte wand sich und zerrte. »Lasst mich los! Ich zerquetsch sie, die Filzlaus.« Doch die Knechte hielten ihn gepackt und er wurde ruhiger. »Na, das war dein letzter Streich, du Sau von einem Zeichenmeister. Hier hereinkommen, mich reizen und die Büttel gleich mitbringen. Aber da hast du dich verrechnet, du Lump. Das meld ich der Zunft.«

»Er hat's noch nicht kapiert, hähähä.« Der Spitzbart schlug sich auf die Schenkel. »Also los, sagt's ihm«, forderte er die Knechte auf.

»Wir hätten Euch sowieso mitgenommen, Kratzer«, sagte einer der Knechte. »Ihr sollt verhört werden.«

»Kapiert?«, fragte der Spitzbart. »Ich hab mir ein Späßchen erlaubt und die beiden haben freundlicherweise mitgespielt. Das

nehmt Ihr mir doch nicht übel, lieber Kratzer, was? Spaßvogel, der Ihr seid. Hähä.«

Blitzschnell hob Kratzer den Kopf und spie. Aber der Spitzbart konnte zur Seite springen. »Das hilft Euch auch nichts«, zeterte er. »Im Gegenteil: Das zählt alles gegen Euch.«

Der Alte sah ihn verächtlich an und wandte sich an die Knechte. »Was ist denn eigentlich los? Warum soll ich verhört werden?«

»Das erfahrt Ihr noch früh genug«, sagte der eine Knecht. »Jetzt ab mit Euch.« Er stieß den Alten in Richtung Tür.

»Verdammt.« Martin ballte die Fäuste. »Was seid ihr nur für Kreaturen. Könnt ihr ihn nicht anständig behandeln? Der hat euch doch gar nichts getan.«

Der Knecht sah Martin an. »Schon wieder du? Du bist mir doch erst am Samstag frech gekommen. Na, wart nur. Dich kriegen wir auch noch.«

»Lass nur, Martin«, winkte Kratzer ab. »Die sind so, die wissen's nicht besser.« Er nahm seine Filzkappe von der Tür. »Also bis dann, ihr beiden. Hebt mir was vom Essen auf. Ich bin bald wieder zurück.«

»Das glaubt nur ja nicht«, meckerte der Spitzbart, als er hinter Kratzer und den Knechten aus der Stube ging. »Diesmal kriegen wir ihn dran.« Die Tür schlug zu.

»Was er damit wohl meint?« Martin drehte sich zu Margret um und erschrak. Totenbleich mit weit aufgerissenen Augen saß sie auf der Bank.

»Martin! Es ist mir eingefallen.«

»Was ist dir eingefallen?« Er eilte zu ihr.

»Ich hab was gehört. Gestern auf der Stiege. Das ist's gewesen. Ich hab gemeint, es wären die Ratten. Aber jetzt … Da muss einer in der Kammer vom Vater gewesen sein.«

»Aber … aber, dann hat der das Siegel gesehen. Und … und die Stoffreste. Und das Nähzeug …. Das heißt …« Er verstummte und musste sich setzen. »Das heißt …«

»Die wissen von den eingenähten Siegeln.« Margret krampfte die Hände ineinander.

Martin sah starr geradeaus. »Stadtverweis«, murmelte er dumpf.

»Nein, nein, Martin. Das können sie nicht machen. Nicht mit dem Vater. Doch nicht mit dem Vater … o Gott …« Sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann lautlos zu weinen.

Martin legte den Arm um sie. Schweigend streichelte er ihren Rücken. Nach einer Weile sagte er: »Komm, Margret, wir sollten uns jetzt nicht verrückt machen. Es ist ja nicht raus, dass es so schlimm kommt. Eigentlich wissen wir nichts Genaues. Ja, tatsächlich. Wir wissen noch nicht mal gewiss, ob die beiden Loden gefunden worden sind. Und was du gehört hast auf der Stiege – warum sollen es nicht doch die Ratten gewesen sein?«

»Nein, Martin, da bin ich sicher.« Sie nahm die Hände vom Gesicht. »Da ist einer gewesen.«

»Wenn ich nur wüsste, wie wir uns bald Gewissheit verschaffen können.« Martin dachte nach. »Ob ich mal den Ostertag frag? Als Schreiber in der Ainunger-Kanzlei müsst der eigentlich Bescheid wissen.«

Kratzer ist in die Kanzlei des Gerichtsherrn gebracht worden. Außer dem Ratsherrn Gehring und seinem Schreiber Ostertag sind als Zeugen der Zunftvorgeher Rehe und der Spitzbart da. Gehring hat Kratzer einem ersten Verhör unterzogen, aber der Alte hat noch nie etwas von gefälschten Siegeln gehört, von eingenähten schon gar nicht. Daraufhin hat der Ratsherr nach dem Tuchscherermeister Fichtel geschickt. Doch der lässt auf sich warten.

Als Ostertag sich vom Fenster löste und meldete: »Sie kommen, Herr. Der Knecht mit dem Fichtel«, nickte Gehring nur unwirsch.

»Da seid Ihr ja endlich«, empfing er Fichtel. »Schön, dass Ihr Euch überhaupt herbemüht habt.«

»Um Vergebung, Herr.« Fichtel fiel in seine tiefe Verbeugung. »Ich bitte vielmals um Vergebung. Aber ich hab noch die Loden im Gewölbe nachgeprüft. Es hätt leicht sein können, dass mir der alte Betrüger«, er zeigte mit dem Daumen auf Kratzer, »noch mehr gefälschte Stücke angedreht hat.«

»Und?«

Fichtel schüttelte den Kopf. »Ich hab keine gefunden, Herr.«

»Na schön.« Gehring faltete die Hände. »Meister Fichtel, was ich von Euch jetzt wissen möchte: Könnt Ihr auf Euren Eid nehmen, dass die fraglichen Loden von Meister Kratzer stammen?«

»Jawohl, Herr.« Fichtel hob die Hand. »Bei meinem Bürgereid. Die sind von ihm. Das war nämlich so: Der Kratzer hat gestern zwei weiße Loden liefern sollen und die hat er am Vormittag gebracht. Sie sind sauber gearbeitet gewesen und sein Mal war drauf. Aber er ist mir frech gekommen, und wie ich …«

»Ja, gut. Das genügt vorerst.« Gehring wendete sich an Kratzer. »Nun?«

Mit unbewegtem Gesicht sagte der Alte. »Es ist richtig: Ich hab gestern zwei weiße Loden zum Kaufherrn Frickinger getragen.«

»Na also.« Befriedigt lehnte sich Gehring zurück. »Damit sind wir ein gutes Stück weiter.«

Kratzer hob die Hand. »Aber es waren rechte Loden, die ich geliefert hab. Die waren bei der Schau.«

»Was?« Gehring beugte sich vor. »Ihr habt die Stirn zu behaupten … Sagt das noch mal.«

»Es waren rechte Loden«, wiederholte Kratzer ruhig. »Und wenn tatsächlich gefälschte gefunden worden sind, mit meinem Mal drauf, ja, dann«, er zuckte die Achseln, »dann kann ich mir das nur so erklären: Jemand muss das Mal nachgemacht haben.«

»Das Mal nachgemacht …?« Einen Augenblick lang schwieg Gehring verblüfft. Dann sagte er: »Kratzer. Ich könnte Eure unsinnige Behauptung einfach übergehen. Aber damit Ihr seht, dass Ihr Euch darauf gar nicht erst zu versteifen braucht … Meister Fichtel. Gesetzt, das stimmt, was der Kratzer sagt – ich wiederhole: gesetzt –, dann müssten jetzt im Gewölbe zwei weiße Loden mit rechten Siegeln und Kratzers Mal lagern. Bestätigt mal diesem schwachköpfigen Menschen, dass dies nicht der Fall ist.«

Fichtel drehte seinen Hut zwischen den Händen. »Nun … das ist so …«

»Ich verlange, dass im Gewölbe nachgesehen wird«, sagte Kratzer.

»Maul halten!«, donnerte Gehring. »Ihr habt nichts zu verlangen. Ihr redet nur, wenn Ihr gefragt werdet. – Also, Fichtel, was ist?«

»Nun ja.« Fichtel wand sich. »Tatsächlich haben wir zurzeit zwei weiße Loden vom Kratzer und die Siegel sind recht.« Hastig fügte er hinzu: »Aber das sind nie und nimmer die von gestern. Die hat er vor drei Wochen gebracht. Leider sind sie noch nicht verschickt worden. – Und das hast du gewusst, du Hund!«, fuhr er plötzlich Kratzer an. »Du elender Betrüger!«

»Meister Fichtel! Mäßigt Euch.« Ärgerlich wedelte Gehring mit der Hand. Dass er diesen Tuchscherer vorgeladen hatte, war ein Fehler gewesen. Jetzt würde der Alte natürlich erst recht nicht gestehen, sondern auf dem Märchen vom nachgemachten Mal beharren.

»Meister Rehe. Ich frage Euch als Zunftvorgeher: Kann ein Mal gefälscht werden?«

»Unter keinen Umständen. Der Kratzer lügt.« Entrüstet sah Rehe auf den Alten. »Man muss ja die Mal-Marke in den Stuhl einlegen. Ohne Mal-Marke kann das Zeichen nicht in das Tuch gewebt werden.«

Der Spitzbart war ungeduldig von einem Bein auf das andere getreten. »Das sind doch faule Fische, was der Kratzer hier vorbringt«, meckerte er jetzt. »Nie hätt einer das Mal fälschen können. Es wär denn, der Kratzer hätt dem selber die Mal-Marke gegeben. Das ist natürlich verboten, aber der Lump macht ja nur Verbotenes. Und aufsässig ist der! Erst am Freitag bei der …«

»Auch Ihr redet nur, wenn ich frage«, fuhr ihm Gehring in seinen Redeschwall. Der Spitzbart verbeugte sich stumm und Kratzer grinste.

Plötzlich schlug Gehring mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt noch mal!«, schrie er. »Ist das hier ein Narrenhaus, oder was? Jeder schwätzt hier, wie es ihm passt.– Und Euch wird das Grinsen vergehen, Kratzer, da geb ich Euch Brief und Siegel. Los, Antwort jetzt. Ich frag zum letzten Mal im Guten: Habt Ihr die Loden gefälscht?«

»Nein. Meine Loden waren recht. Jemand muss mein Mal abgesehen haben. Und er muss die Loden mit den gefälschten Siegeln für meine ausgegeben haben, dabei bleib ich. Es ist ohne weiteres denkbar, dass dieser Jemand sich eine Mal-Marke gemacht hat. Warum nicht? Im Loderhandwerk ist alles möglich. Das wissen die da«, er zeigte auf Rehe und den Spitzbart, »am besten. Scheinheilige Vögel, die sie sind. Und der Fichtel …«

»Kratzer!«, brüllte Gehring. Der weiße Bart stach erschreckend von seinem kirschroten Gesicht ab. »Ihr wollt mich zum Narren halten, was? Ihr denkt, das ist ein Spaß hier, wie?« Seine Hände krampften sich um die Armstützen. »Aber da habt Ihr Euch getäuscht. Blutiger Ernst wird das für Euch. Ich werde Euch …« Er brach ab und zwang sich zur Ruhe. Das fehlte noch, dass ihn ein Meisterlein aus der Fassung brachte. Und im Zorn mit der Folter zu drohen war unklug. Diese Drohung musste mit Bedacht eingesetzt werden. Sie würde im Augenblick auch nicht verfangen, bei dem Oberwasser, das der Alte zu haben glaubte.

Gehring atmete tief durch. Das war ein Fehlschlag gewesen heute, es war nicht zu leugnen. Wann war ihm so was zum letzten Mal passiert? Nun, sei’s drum. Noch jeder anfänglich Verstockte hatte ihm zu guter Letzt aus der Hand gefressen. Auch den Alten würde er weich kriegen, keine Frage, nur eben nicht heute. Schade. Nun gut, morgen war auch noch ein Tag. Dann konnte er den Alten verhören, ohne dass diese geschwätzige Bande dabei war. Jetzt brachte er die festgefahrene Geschichte wohl besser zu einem Ende.

»Ostertag. Der Mann wird festgesetzt. Dann kann er über die Folgen nachdenken, die sein Leugnen haben wird. Ruft die Knechte. – Ihr, Meister Rehe und Meister Fichtel, wartet auf dem Gang. Ihr müsst Eure Aussagen dem Ostertag zu Protokoll geben. – Ostertag.« Er winkte den Schreiber heran und sagte leise: »Wie üblich erst auf einen Turm bringen lassen. Ich glaube, der Löpsinger ist frei. Wenn der Kratzer morgen nicht gesteht, kommt er in die Fronfeste.«

Als Kanzleischreiber meidet man die »Hölle«, wo gesoffen und gewürfelt wird. Doch der Schreiber Ostertag ist regelmäßig dort zu finden. Es ist seine Aufgabe, den Zuträgern ihren Lohn zukommen zu lassen. Das geht am unauffälligsten, wenn er das Geld beim Würfelspiel an sie »verliert«.

Als Martin und David in die »Hölle« kommen, sitzt Ostertag mit Christian am Spieltisch. Martin ist sich inzwischen so gut wie sicher, dass Christian den Alten angezeigt hat. Zu diesem Menschen an den Tisch? Aber er muss mit dem Schreiber reden.

Er wandte sich an Ostertag. »Was ich gern wissen möchte: Womit muss man denn rechnen? Ich meine, was wird der Alte kriegen? Oder ist das ein Amtsgeheimnis?«

Christian grinste still vor sich hin.

»Hm, lasst mich nachdenken …« Ostertag gab sich zögernd.

»Ha! Wenn der wüsste.« Ausgelassen schwenkte Christian seinen Krug.

Ostertag warf ihm einen erstaunten Blick zu. Dann sagte er zu Martin: »Ich glaube, ich kann’s Euch sagen. Wenn sich der Alte nicht gar zu verstockt zeigt, dann …«

»Dann?«, fragte Christian fröhlich.

»… dann wird er wohl mit Gefängnis davonkommen.«

»Wa… Was?« Mit offenem Mund stierte Christian auf Ostertag.

»Ja«, sagte der, »Gefängnis wird er kriegen. Das nehme ich an.«

Christian sank in sich zusammen. »Aber … aber dann …« Er ächzte. Seine Hände krampften sich um den Krug.

»Was habt Ihr denn?«, fragte Ostertag.

Aber Christian antwortete nicht, wie leblos hing er auf seinem Hocker.

Doch plötzlich erhob er sich taumelnd und ging mit schleppenden Schritten zur Tür. Dort blieb er mit gesenktem Kopf stehen. Darauf machte er kehrt, als wollte er an den Tisch zurückkommen, aber er durchquerte die Schankstube, dorthin, wo der Höllwirt an einem der Fässer lehnte, und schien dem etwas zu sagen. Der Höllwirt runzelte die Stirn und zögerte. Dann jedoch reichte er Christian einen mit Pergament verschlossenen Krug. Schwankend, wie ein Betrunkener, verließ Christian die »Hölle«.

»Was hat er denn?«, fragte Ostertag.

»Ich glaub, ich weiß es«, sagte David. »Der hat mit was gerechnet.«

Martin nickte. »Ja, und nun hat er gemerkt, dass er sich verrechnet hat.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist nicht wichtig«, winkte Martin ab, »aber dass der Alte bald wieder heimkommt – das ist wichtig.«

»Nun ja«, sagte Ostertag, »ob bald … das hängt vom Alten ab und wie er sich bei den Vernehmungen aufführt. Wenn in den Protokollen immer steht: ›Zeigt sich weiterhin verstockt‹ – ja, dann weiß ich nicht.«

»Das steht alles drin in den Protokollen, was?« Martin lehnte sich vor. »Ich tät mir gern mal eines ansehen. Geht das nicht?«

»Wo denkt Ihr hin?« Ostertag hob abwehrend die Hände. »Die sind nicht fürs gemeine Volk.«

»Ich tät’s aber trotzdem gern«, beharrte Martin. »Es braucht ja keiner zu wissen, Ihr könnt es mir heimlich zeigen.«

»Werdet nicht kindisch.« Ostertag schüttelte heftig den Kopf. »Nein. Kommt nicht in Frage. Ich bring mich in Teufels Küche.«

»Du bist doch sonst nicht so«, mischte sich David ein. »Neulich zum Beispiel, bei der Sache mit dem Ungelt*, da hast du uns Zahlen aus der Rechnungskammer aufgeschrieben. Und die sind doch auch geheim.«

Ostertag zuckte zusammen. Dann sagte er schnell: »Nein, die nicht … jedenfalls nicht so sehr.« Mit rotem Kopf sah er in sein Bier und schwieg. Nach einer Weile sagte er wie beiläufig: »Übrigens, habt Ihr das Papier mit den Zahlen eingesteckt? Das hätte ich gern zurück.«

David lachte. »Ist euch auf der Kanzlei das Papier ausgegangen, dass du den Fetzen wiederhaben willst?«

»Nein. Es ist …« Ostertag hob den Kopf. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt. Es gehört mir. Deshalb verlange ich, dass Ihr's rausrückt. Also, wird's bald?«

»Ich hab's doch gar nicht«, sagte David erstaunt. »Hast du es nicht eingesteckt, Martin?«

Martin hatte sich aufgerichtet, in seinem Wams knisterte das Papier. Unter halb geschlossenen Lidern hervor sah er dem Schreiber in das Gesicht. »Ja, ich hab's eingesteckt. Aber ich trag's nicht bei mir. Ich habe es an einem sicheren Ort verwahrt. Und dort bleibt es vorläufig.«

»Was? Wieso? – Was soll das heißen?«

»Das soll heißen«, sagte Martin ruhig, »dass ich's nicht umsonst zurückgebe. Ihr werdet mir als Gegenleistung einen kleinen Gefallen tun müssen.«

»Seid Ihr nicht bei Trost?«, fuhr Ostertag auf. »Einen Teufel werde ich tun.« Er schlug mit der Hand durch die Luft. »Behaltet den Wisch.«

»Nein, das darf ich nicht.« Martin gab seiner Stimme einen einfältig-biederen Klang. »Auf dem Papier stehen geheime Zahlen. Die sind doch nicht fürs gemeine Volk, nicht wahr? – Na gut.« Er seufzte. »Dann werd ich halt zum Kanzleihaus gehen müssen und

das Papier abliefern. Am besten gleich dem Ratsherrn – wie heißt er noch? Ach ja, Gehring – also am besten gleich dem. Natürlich wird er mich fragen, woher und von wem ich das hab.«

»Ich streite alles ab.«

»Macht Euch nicht zum Narren, Ostertag«, sagte Martin jetzt scharf. »Ihr habt auf das Papier nicht nur Zahlen gemalt, sondern auch Worte geschrieben. Eure Schrift ist dem Gehring mit Sicherheit bekannt.«

»Also schön. Was wollt Ihr von mir?«

»Seht Ihr, so ist's schon besser. – Tja, was ich von Euch will? Vielleicht mal in ein Protokoll sehen?«

Kratzer ist aus dem Löpsinger Turm in die Fronfeste gebracht worden. Dort liegt er angekettet in einem dunklen Verlies.

Vorsichtig zog Kratzer sein Bein an und trat zu. Scheppernd spannte sich die Kette, der Fußreif schlug schmerzhaft gegen den Knöchel. Wieder nicht getroffen. Allmählich begann Kratzer diese Bestien zu fürchten. Ständig lagen sie auf der Lauer und machten sich sofort an ihn heran, wenn er einschlief. Bisher hatten sie nur seine Schuhe angebissen, aber das konnte sich jederzeit ändern. Zeitweilig glaubte er, wenigstens zehn Ratten auf einmal ausgemacht zu haben. Als ob das Ungeziefer draußen nicht genug zu fressen hätte.

Den fünften Tag lag er nun schon in diesem stockfinsteren Loch. Wenn seine Annahme stimmte, dass der Knecht wie üblich die Suppe zweimal täglich brachte, musste die letzte eine Morgensuppe gewesen sein. Also ging es jetzt wohl auf Montagnachmittag zu. Er würde später den Knecht fragen, obwohl das sinnlos war. Denn der antwortete ihm nicht, vermutlich war es ihm so befohlen worden.

Kratzer lächelte grimmig vor sich hin. Wenn der Gehring dachte, ihn dadurch mürbe machen zu können, dass er ihn über die Zeit im Unklaren ließ, hatte er sich getäuscht. Auch durch die Verhöre, die er hier im Verlies in unregelmäßigen Abständen mit ihm anstellte, würde er ihn nicht weich kriegen, da konnte dieser wild gewordene Ratsherr brüllen oder freundlich tun, wie er wollte. Angst hatte Kratzer lediglich davor, unmäßig lange in diesem Loch angekettet zu bleiben. Aus Erfahrung wusste er, dass er, nach einer gewissen Zeit in der schweigenden Dunkelheit, gestehen würde – aus Furcht, verrückt zu werden. Ganz abgesehen davon, dass ihn Kälte und Feuchtigkeit krank machen würden – wenn ihn nicht vorher die Ratten gefressen hatten.

Aber lange konnte ihn auch der Gehring hier nicht festhalten – zwei gefälschte Loden waren schließlich kein Kapitalverbrechen. Die schlimmste Strafe, die dabei herausspringen konnte, war der

Stadtverweis. Aber Kratzer hoffte, billiger davonzukommen. Nur: Dazu durfte er keinesfalls gestehen.

Plötzlich richtete er sich auf und lauschte. Sollte er sich dermaßen in der Tageszeit verschätzt haben? Aber kein Zweifel – das waren die hallenden Schritte des Knechtes, der die Abendsuppe brachte. Nun gut, wieder ein Tag rum. Beunruhigend war nur, dass der Gehring ihn heute nicht verhört hatte. Was hatte das zu bedeuten?

Licht drang durch die Ritzen der Tür. Krachend wurden die Riegel zurückgeschlagen und Kratzer schloss geblendet die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er den Knecht über seine Füße gebeugt. Beim Schein eines brennenden Kienspans mühte er sich mit den Schlössern der Fußfesseln ab. Kratzer seufzte tief auf. Er kam frei.

»Los! Mitkommen.« Der Knecht hatte die Fesseln offen und stieß Kratzer zur Tür. Er stolperte in den Gang. Dort hatte sich ein zweiter Knecht aufgebaut.

»Nichts da. Hier geht's runter«, sagte der, als Kratzer sich nach rechts, Richtung Ausgang, wandte.

Noch begriff Kratzer nicht. Erst als ihn die Knechte den niedrigen Gang entlang um mehrere Ecken führten und sie dabei immer tiefer zu gelangen schienen, dämmerte es ihm: Ins Waagloch! Sie brachten ihn ins Waagloch, in das Folterloch.

Kratzers Magen verkrampfte sich und ihm wurde schlecht. Schwankend blieb er stehen. Er presste die Hände vor den Bauch und übergab sich.

»Mann«, sagte der Knecht hinter ihm und lachte. »Der kotzt ja schon, bevor's losgeht. Na, dich werden sie schnell weich haben.«

Das brachte Kratzer zu sich. Er richtete sich auf und ging weiter. Fieberhaft überlegte er. Wegen zwei gefälschter Loden eine peinliche Befragung? Unmöglich. Der Gehring wollte ihm Angst einjagen. Es war sogar die Regel, dass man Gefangenen, die lange leugneten, die Folterwerkzeuge zeigte. Viele gestanden dann, wie Kratzer wusste. Aber er nicht. Er würde sich nicht einschüchtern lassen.

Als Kratzer durch einen niedrigen Einlass gestoßen wurde, hatte er sich wieder gefasst. Beinahe neugierig sah er sich um. Dies also war das Waagloch, von dem die Leute schaudernd hinter vorgehaltener Hand munkelten. Furchterregend war das nicht, was er im flackernden Schein zweier Fackeln erblickte: zwei gewöhnliche Armstühle an der Wand neben dem Einlass, etwas entfernt davon ein Stehpult, auf dem ein Talglicht brannte, und einige Hocker. Er ließ den Blick wandern, aber mehr konnte er nicht erkennen. Anscheinend war das Gewölbe höher und weiter, als er es so tief unter der Erde erwartet hatte; der Fackelschein reichte nicht hin, um es auszuleuchten. Angestrengt starrte Kratzer in die Dunkelheit. Dort hinten, da mussten die Gerätschaften sein. Aber sosehr er sich mühte, er konnte sie nicht sehen. – Er ging auf einen Hocker zu und wollte sich setzen. »Stehen bleiben!«, schnauzte der Knecht, der vorhin gelacht hatte. »Rühr dich nicht, bis die Herren kommen.«

Kratzer brauchte nicht lange zu warten. Hinter einem Knecht, der mit einer Fackel leuchtete, betrat Gehring das Gewölbe, angetan mit pelzgefütterter Schaube und Barett. Klar, für einen Ratsherren war es sonst hier zu kalt. Auf Gehring folgte der Ratsherr Ernst. Nun gut, wenn der Gehring eine peinliche Befragung vortäuschen wollte, dann musste er einen zweiten Ainunger mitbringen. Der war üblicherweise dabei, das wusste Kratzer.

Jetzt kam der Schreiber Ostertag. Er trug einen Kasten unter dem Arm und eilte sofort zum Pult, wo er Schreibzeug und Papier auspackte. Die beiden Ratsherren hatten sich in die Armstühle gesetzt.

Kratzer sah zum Eingang. Es kam niemand mehr.

Schweigend winkte Gehring, und einer der Knechte stellte einen Hocker vor die Ratsherren, drei Schritt von ihnen entfernt.

»Setzt Euch!«

Kratzer ließ sich nieder.

Wieder winkte Gehring und die Knechte verließen das Gewölbe, die Tür wurde geschlossen.

Gehring sagte zu Ostertag hinüber: »Ab jetzt protokollieren.« Dann sah er Kratzer an. »Meister Kratzer. Es erübrigt sich wohl, Euch zu sagen, warum Ihr an diesem Ort verhört werdet. Ich ermahne Euch in aller Form, heute im Guten zu bekennen. Andernfalls wenden wir Mittel an, die Euch die Zunge lösen. – Habt Ihr in zwei weiße Loden die Siegel eingenäht und diese dem Herrn Frickinger geliefert?«

Kratzer blickte ihm fest in die Augen. Langsam sagte er: »Ich bleibe dabei, weil es die Wahrheit ist: Ich habe zwei weiße Loden zum Kaufherrn Frickinger getragen. Aber die Siegel daran waren recht. Wenn zwei falsche Loden gefunden wurden, die ich gearbeitet haben soll, dann muss ein anderer mein Mal nachgemacht haben.« Und er fügte hinzu: »Dies ist meine letzte und letztendliche Aussage.« Er wusste, dass mit dieser Formel das endgültige Geständnis vor dem Urteil bezeichnet wurde.

Die Ratsherren verzogen keine Miene.

»Meister Kratzer«, sagte Gehring. »Ich ermahne Euch wiederum, die Wahrheit zu bekennen. Ich frage nochmals im Guten: Habt Ihr die Loden gefälscht? Ja oder nein?«

»Nein.«

»Ostertag!«

Der Schreiber lief zur Tür und öffnete sie. Der Knecht mit der Fackel trat ein. Gehring zeigte in den Hintergrund des Gewölbes. »Leuchten.«

Der Knecht trat vor und hob die Fackel.

»Meister Kratzer. Erhebt Euch. Sagt, was Ihr dort seht.«

Langsam stand Kratzer auf und drehte sich um. Was er sah, ließ seinen Magen zusammenkrampfen und die Übelkeit wieder aufsteigen. Er biss die Zähne zusammen. Jetzt bloß keine Regung zeigen. Er hatte sich nicht vorstellen können, dass ihm dieser Anblick so zusetzen würde. Denn natürlich kannte er die Geräte – jeder kannte sie, auch wenn er sie noch nicht gesehen hatte. Aber es war etwas anderes, draußen davon zu reden, als ihnen hier im Waagloch

gegenüberzustehen. Kratzer verstand plötzlich, warum viele angesichts der Folterwerkzeuge gestanden. Er riss sich zusammen. Die sind nicht für mich, dachte er. Die sind nicht für mich, wiederholte er mehrmals bei sich. Das half. Er entspannte sich.

»Nun, Meister Kratzer, was seht Ihr?«

Kratzers Stimme war ruhig, als er sagte: »Einen Stuhl sehe ich, mit den Daumenstöcken. Und unten am Stuhl – das sind wohl die Stiefel. Das Seil, das von der Decke hängt, ist zum Hochziehen.«

»Ich merke, Ihr wisst Bescheid. Aber ich bezweifle, dass Ihr Euch vorstellen könnt, wie tauglich die Gerätschaften sind.« Gehrings Stimme brach sich im Gewölbe, sie schien sich von ihm gelöst zu haben, und Kratzer überkam die Vorstellung, dass der Ratsherr aus dem Dunkeln hinter dem Folterstuhl zu ihm sprach.

»Der Daumenstock …«, sagte Gehrings Stimme. »Wisst Ihr, dass er sich so weit zuschrauben lässt, bis Euer Daumen dünn wie Papier ist? Nie wieder könnt Ihr beim Weben die Fäden knüpfen. – Und die Stiefel – damit werden Euch die Beine zerquetscht und gebrochen, dass Ihr den Rest Eures Lebens auf Knien rutscht.« Die Stimme wurde lauter. »Das Seil endlich – zum ›Hochziehen‹ sagt Ihr? Richtig. Aber haltet Euch vor Augen, dass Eure Hände vorher auf dem Rücken zusammengebunden werden. Und daran wird man Euch hochziehen.« Die Stimme senkte sich. »Das haltet Ihr nicht aus, Kratzer. Das alles haltet Ihr nicht aus. Niemand hält es aus. – Dreht Euch um. Setzt Euch.«

Gehring winkte und der Knecht verließ das Gewölbe.

Sich vorbeugend sagte der Ratsherr: »Ihr habt nun gesehen, wie wir Euch traktieren können. Und, Meister Kratzer, täuscht Euch nicht: Wir werden es tun, wenn Ihr nicht gesteht. – Ich frage Euch: Habt Ihr die Loden gefälscht? Denkt gut nach, bevor Ihr antwortet. Das war das letzte Mal, dass ich gütlich frage.«

»Nein«, sagte Kratzer schnell, »da brauch ich nicht nachzudenken.« Dann zögerte er doch. Wenn nun … aber wegen zwei Siegel die Folter? Niemals! Der Gehring drohte nur. Nein, nicht

noch zu guter Letzt nachgeben. »Ich bleib dabei«, fuhr er fort. »Meine Loden waren recht, jemand muss mein Mal gefälscht haben.« Tief atmete er ein. Jetzt war es überstanden. Sie hatten ihn nicht kleingekriegt.

Gehring wechselte mit Ernst einen Blick. Der zuckte andeutungsweise mit den Achseln, Kratzer sah es mit Befriedigung.

»Gut, Meister Kratzer«, sagte Gehring. »Ihr habt es so gewollt. – Ostertag!«

Der Schreiber öffnete die Tür und rief hinaus: »Meister!«

Kratzer erstarrte. Was sollte das heißen? Aber er wusste es – wusste es, noch bevor sich die massige Gestalt des Meister Pfolmer durch den Einlass schob.

»Meister Kratzer. Ihr wisst, wer das ist?«

Aber Kratzer antwortete nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf den Meister. Alles in ihm verkrampfte sich, wie vorhin, als er die Folterwerkzeuge betrachtet hatte. Ob er wusste, wer das war? Was für eine Frage. Jedes Kind kannte den Nachrichter, er gehörte zur Stadt wie die Fronfeste mit dem Waagloch. Wenn man dem Meister zufällig begegnete, dann machte man einen Bogen um ihn und sah zur Seite. Nur: Draußen warf einen sein Anblick nicht um. Aber jetzt, hier im Waagloch … Wachsendes Entsetzen befiel Kratzer.

»Nun, Meister Kratzer, hat es Euch die Sprache verschlagen? – Ja, schaut ihn Euch nur gut an, unseren Meister Pfolmer. Der versteht sein Geschäft.«

Ein Lächeln breitete sich über des Meisters glatt rasiertes Gesicht, er schien geschmeichelt. Erwartungsvoll blickte er auf Kratzer. »Na du?«, fragten seine Augen. »Wie wird das mit uns beiden?«

Und da kam Kratzer wieder zu sich. Diese unausgesprochene Frage ließ ihn seines Entsetzens Herr werden. Denn der Meister verwandelte sich. Plötzlich war aus dem grauenhaften Ding, genannt Nachrichter, ein Mensch geworden – der Meister wurde zum Feind.

Ein furchterregender zwar, aber solche Feinde war Kratzer gewohnt. Sein Leben lang hatte er mit übermächtigen Gegnern gekämpft, hatte immer versucht, sich gegenüber der Obrigkeit und der Zunft zu behaupten, und hatte sich nicht einschüchtern lassen. – Dies alles war Kratzer nicht bewusst. Er merkte nur, dass er ruhiger wurde und wieder denken konnte.

Und ihm fiel ein, dass das »Vorzeigen« des Nachrichters häufig geübt wurde, auch dies war ein Mittel, um Gefangene einzuschüchtern. Allerdings wusste er auch, dass danach nur noch eines kommen konnte – die Folter. Aber das Risiko musste er eingehen. Wenn er jetzt gestand, war alles umsonst gewesen.

»Meister Kratzer. Ihr seht den Nachrichter. Wollt Ihr nun endlich gestehen?«

Ohne den Blick vom Gesicht des Meisters zu lösen, schüttelte Kratzer den Kopf. »Nein«, sagte er tonlos.

Schweigen. Lediglich Ostertags Feder kratzte über das Papier. Dann erstarb auch dieses Geräusch. Jetzt war es so still, dass Kratzer die Fackeln knistern hörte.

In die Stille hinein fuhr die Stimme des Ratsherrn Gehring. »Meister Pfolmer! Waltet Eures Amtes!«

Mittagsruhe im Kanzleigebäude. Die Amtsstuben sind leer – bis auf die Kanzlei des Ratsherrn Gehring. Dort steht der Schreiber Ostertag an der Tür und passt auf, dass niemand überraschend hereinkommt. Denn an Gehrings Tisch sitzt Martin.

Er nahm sich die nächsten Papiere vor. Es waren Protokolle dreier weiterer Verhöre des Alten. Gespannt überlas sie Martin. »… ernstlich ermahnt … beharrt fortgesetzt auf den früheren Aussagen …« – in allen drei Protokollen. Martin atmete auf. Er faltete die Bogen zusammen und verschnürte sorgfältig das Bündel. Dann griff er nach den Papieren, die er vorher beiseite gelegt hatte.

»Das würde ich an Eurer Stelle nicht tun«, ließ sich Ostertag vernehmen.

»Was nicht?«

»Das lesen. Das ist besonders geheim. Und Spaß werdet Ihr nicht dran haben. ›Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß‹, sagt man. Und ändern könnt Ihr doch nichts.«

Verblüfft sah Martin zu ihm hinüber. »Was faselt Ihr da? – Mann, ich bin nicht zum Spaß hier! Natürlich lese ich das hier auch noch. Spart Euch Euer Geschwätz.« Kopfschüttelnd entfaltete Martin die Papiere. »Besonders geheim. Wenn ich so was schon hö…«

Wie vom Donner gerührt, starrte er auf die Überschrift: »Gütliche und peinliche Aussage Jörg Kratzers, Loders.« Da stand: »Gütliche und peinliche …« Er schloss die Augen. Aber die Worte blieben, sprachlos las er sie wieder.

Hastig begann er, die Papiere durchzublättern. Er brauchte nicht zu suchen, denn bestimmte Zeilen waren eingerückt – und die ließen keinen Zweifel.

Fassungslos stützte er den Kopf in die Hände. Ein Traum, ein böser Traum. Wegen zwei gefälschter Siegel. »Das ist doch nicht möglich«,

murmelte er.

»Ich hab Euch gewarnt«, meckerte Ostertag. »Aber Ihr habt ja nicht hören wollen.«

Abwesend hob Martin den Kopf. »Was ist?«

»Ich hab gesagt ...«, begann Ostertag – weiter kam er nicht.

Mit zwei Sprüngen war Martin bei ihm und packte ihn vor der Brust. »Du kannst dein Maul nicht halten, was? Du kannst dein verdammtes Maul nicht halten.« Rot vor Wut, schüttelte er den Schreiber. »Halt dein Maul, sag ich! Halt dein Maul!« Plötzlich gab er dem Schreiber einen Stoß und der taumelte gegen die Wand. »Noch einen Ton, und ich schlag dir die Zähne ein.« Martin kehrte zum Tisch zurück und setzte sich. Tief atmete er durch. Dann nahm er die Papiere und begann zu lesen.

»Actum 10. May Anno 1613

Examinatores:

Hrn. Gehring Ernst

Jörg Kratzer, Loder, wurde in das Waagloch heruntergeführt und von den Herren Ainungern oftmals ernstlich ermahnt, die Wahrheit im Guten zu sagen, zur Vermeidung von Mitteln, die ihm die Zunge lösen werden.

Sagt, er habe zwei weiße Loden zu Hr. Frickinger getragen, hätten aber rechte Siegel gehabt. Müsse einer sein Mal gefälscht haben. Weil er nun auf abermaliges ernstliches Zusprechen nicht hat bekennen wollen, wurden ihm die Werkzeuge vorgewiesen.

Repetiert er seine vorige Aussage. Darauf wurde der Nachrichter eingelassen.

Wiederum ernstlich befragt, ob er nun gestehen wolle, verneint er pure. Darauf wurde er gebunden.

Bleibt bei seiner bisherigen Aussage, sagt, bei meiner Seligkeit, es waren rechte Loden. Daumenstock angelegt.

Sagt, man solle aufhören, er wollt es sagen. Bekennt des ungeachtet nicht. Fester zugeschraubt.

Schreit laut, sagt, man solle aufhören, er könne vor Schmerz nicht reden. Bekennt dann, er habe die Siegel eingenäht …«

Martin ließ das Papier sinken.

Sie hatten es fertig gebracht. Diese Unmenschen brachten es wirklich und wahrhaftig fertig, einem alten Mann den Daumen zu zerquetschen, weil sie wissen wollten, ob er zwei Siegel eingenäht hatte. – Und der Alte? Wie hatte er es geschafft, so lange standhaft zu bleiben? Was war da in ihm vorgegangen? Und später erst. Sie hatten ja nicht aufgehört. Der Satan Gehring hatte ihn weiter foltern lassen. Er hatte den Alten in ein zuckendes Bündel aus zertrümmerten Knochen und zerquetschtem Fleisch verwandelt.

Martin presste die Hand fest gegen die Augen und stöhnte. »Wie geht das zu?«, fragte er sich entsetzt. Wie konnte ein Mensch einem anderen das antun? Was fühlte der Gehring, wenn er einen Menschen zerreißen ließ? So ein Ratsherr konnte doch kein Mensch sein. Das war ein Tier! Ja! Reißende, blutlüsterne Wölfe, das waren sie, die Herren.

Martin ließ die Hand sinken. Es war gleichgültig. Es war absolut gleichgültig, was die Herren fühlten. Wer von einem Rudel Wölfe angegriffen wurde, fragte auch nicht, was diese Bestien fühlten. Der schlug zu, stach zu, der wehrte sich. Und jedes Mittel war ihm recht dabei.

Als Martin jetzt das Papier wieder aufnahm, war sein Entsetzen kaltem, zielgerichtetem Hass gewichen. Er würde die Herren schlagen, wo sie sich eine Blöße gaben. Und er würde es kalt und überlegt tun.

Jetzt musste er dieses Papier zu Ende lesen, ganz genau wollte er es lesen, jedes Wort wollte er behalten. Und dann würde er überlegen, was zu tun war.

Martin hat Margret berichtet …

Vom Wendelstein scholl das Nachmittagsläuten. Vier Uhr, dachte Martin und betrachtete das Stückchen Gewebe, das er während einer reichlichen Stunde zustande gebracht hatte. Er legte das Schiffchen neben sich auf das Sitzbrett. Es hat keinen Zweck, dachte er und wand sich aus dem Stuhl. Langsam ging er in die Stube hinüber und ließ sich auf dem Hocker neben dem Herd nieder. Die Glut war fast erloschen; er legte einen Span darauf und, als Flämmchen zu züngeln begannen, ein Holzscheit. Ich muss es tun, dachte er, anders kann ich es nicht verhindern. Und die Glut ist da, sie braucht nur Nahrung. Sorgfältig rückte er das Scheit zurecht, um die Flämmchen vor dem Erlöschen zu bewahren. Darauf saß er regungslos mit gesenktem Kopf.

Ein leises Knarren ließ ihn aufsehen. Margret stand an der Stiege. »Martin, ich …« Zögernd ging sie auf ihn zu. Plötzlich kniete sie neben ihm und schlang die Arme um seinen Hals.

»Martin, es tut mir Leid. Ich versteh nicht, wie ich das hab sagen können. Aber ich war so verzweifelt …«

Er nahm ihren Kopf zwischen die Hände und sah ihr in das Gesicht; die Augenlider waren rot und geschwollen; sacht berührte er sie mit seinen Lippen. »Es war gut, Margret, dass du’s herausgelassen hast. Denn jetzt können wir darüber reden. – Weißt du, ich hab’s nicht denken und schon gar nicht sagen können. Aber tief drinnen, hab ich gewusst: Ich bin schuld. Ich hab ihn drauf gebracht, die Siegel einzunähen. Ich glaub, wenn das nicht herausgekonnt hätt – mit der Zeit hätt’s mich inwendig zerfressen.«

»Aber nicht so, wie ich’s getan hab. – Oh, Martin.« Sie legte den Kopf an seine Brust. »Ich hab dich lieb. Und doch hab ich dich gehasst, als du mir erzählt hast, was sie mit dem Vater gemacht haben.«

»Vielleicht hätt ich dir nicht gleich alles sagen sollen.«

»Nein, Martin.« Sie hob den Kopf. »Wenn du mir's nach und nach gesagt hättst … Nein, das war schon richtig so. Und, Martin, dass du schuld bist – das glaubst du jetzt nicht mehr, oder?«

»Tatsache ist, dass ihn die eingenähten Siegel ins Waagloch gebracht haben.«

»Nein, Martin.« Heftig schüttelte sie den Kopf. »Nicht die Siegel, sondern die Herren haben ihn dahin gebracht. Und die sind schuld. Warum ist ein Loder überhaupt gezwungen zu fälschen? Das ist doch das Erste, was man fragen muss. Außerdem: Wenn der Vater von allein auf das Einnähen gekommen wär, er hätt's sofort gemacht. Das weißt du so gut wie ich.« Sie richtete sich auf. »Nein, Martin, dich trifft keine Schuld. Auch den Vater nicht, selbst den Christian nicht – allein die Herren.«

Martin nickte. »So hab ich das vorher auch gesehen. Aber dann …« Tief atmete er ein. »Jetzt bin ich wohl drüber weg.« Er zog sie an sich. »Danke, Margret. Ich hab's brauchen können, was du gesagt hast.«

»Weißt du, Martin, ich glaub, dass der Vater genauso denkt. Der kommt bestimmt nicht auf den Gedanken, dir die Schuld zu geben.« Sie schüttelte den Kopf. »Wenn ich mir vorstell …« Plötzlich presste sie sich an ihn. Schluchzen schüttelte sie. »O mein Gott, mein Gott, was haben sie mit ihm gemacht …«

Und während Martin sie fest umschlungen hielt, konnte er ungehemmt und befreiend weinen.

Später saßen sie nebeneinander auf der Bank.

»Weißt du, Martin, ich weiß noch immer nicht, warum sie ihn foltern. Zwei Siegel, auch wenn sie eingenäht sind, die sind doch kein Grund. So grausam haben sie dafür noch keinen Meister gestraft.«

»Ich wollt dich schon fragen, Margret: Kannst du dich an Fälle erinnern, wo sie ähnlich hart zugeschlagen haben?«

»Ähnlich hart? Also gefoltert haben sie, glaub ich, dafür noch keinen. Aber im vorigen Jahr hat der Jörg Werner bei einem Loden achtzig Kettenfäden zu wenig gehabt. Ein Vierteljahr Handwerksverbot – mehr kriegt er nicht, haben alle gedacht. Aber was war? Monatelang hat er in der Fronfeste gelegen und dann haben sie ihn auf ewig aus der Stadt verbannt. Das Handwerk war entsetzt. Und im Jahr davor, da haben sie …« Sie hielt inne. Dann sagte sie entgeistert: »Alle Jahre. Fast regelmäßig alle Jahre bestrafen sie einen unmäßig hart.«

Martin nickte. »Das hab ich mir gedacht. Da zeigt der Rat den Meistern, wie er sie bestrafen kann, wenn er will. Er statuiert ein Exempel*, wie man das nennt.«

»Und du meinst, diesmal ist's der Vater?«

Wieder nickte Martin. »Ja. Und dazu kommt …« Er zögerte, bevor er fortfuhr. »Margret, ich hab dir doch nicht alles gesagt.«

»Was kommt dazu? Du kannst mir's ruhig sagen, Martin. Jetzt schon. Und ich glaub, ich ahne, auf was du hinauswillst.«

»Es ist eine Vermutung, aber nach allem, was ich heut Mittag gelesen hab … Also ich meine, dass sie diesmal nicht nur das Handwerk schrecken, sondern auch nach draußen ins Land ein Zeichen geben wollen. Sie möchten zeigen: Schaut her, so sorgen wir für die Güte der Nördlinger Loden. Und das heißt …«

»… dass sie den Vater mit der härtesten Strafe bedrohen.« Und dann sagte sie mit starrer Ruhe: »Sie werden ihn töten. Sie werden ihn töten, ich hab's in dem Augenblick gewusst, als du vom Kanzleihaus zurückgekommen bist. Ja, ich hab's gewusst. Deshalb überrascht es mich nicht. – Weiter!«, sagte sie und ihre Stimme klang hart. »Was hast du noch gelesen? Ich will jetzt alles wissen.«

»Es gibt noch einen anderen Grund, warum sie ihn hinrichten wollen, ja sogar müssen. Er hat ihnen gedroht. Er hat gedroht: Alle Welt soll von ihm erfahren, wie's um das Handwerk und den Handel hier bestellt ist. Wenn sie's nicht schon vorher geplant haben – jetzt

müssen sie ihn ermorden, weil’s ihnen sonst ernsthaft an den Geldsack geht.«

»Ich hab’s gewusst«, murmelte Margret, »ich hab’s gewusst.« Sie schloss die Augen. Plötzlich sagte sie: »Nein, nein, nein! Den Gefallen tu ich euch nicht. Ich dreh nicht durch. Nein! Ich will hart sein, ich werd euch …« Sie richtete sich auf. »Martin. Wir müssen etwas tun. Wir müssen überlegen, ruhig überlegen.«

»Es gibt etwas, was wir tun können«, sagte Martin langsam. »Aber es ist gefährlich …«

Widemann ist es gelungen, den Zunftvorgeher Rehe davon zu überzeugen, dass Kratzer hingerichtet werden muss. Damit scheint Kratzers Schicksal besiegelt.

Doch gibt es möglicherweise einen Weg, sein Leben zu retten – Martin und Margret haben einen Plan. David, Martins Freund, ist entsetzt. »Das wollt ihr einfädeln? Kopf und Kragen riskiert, wer da mitmacht.«

Der Plan: Martin und Margret wollen weitererzählen, was der Rat mit Kratzer vorhat. Sie setzen darauf, dass sich die Ungeheuerlichkeit in Windeseile unter den Lodwebern herumspricht. Danach wird man weitersehen. Worauf die beiden hoffen, ist so unwahrscheinlich, dass es ans Unmögliche grenzt. Doch probieren müssen sie es.

Margret wird den Frauen berichten, Martin will erst in die »Hölle« gehen und dann ins »Schwarze Ross«. David entschließt sich, Martin zu begleiten.

Sie waren mittlerweile auf dem Markt angelangt. Gerade als sie am Brothaus vorbeigingen, packte David plötzlich Martin am Arm und zog ihn in einen der Eingänge.

»Was ist denn?«, fragte Martin.

»Pst! Leise!«, flüsterte David. »Da drüben, schau.« Und er zeigte zum Gasthaus »Goldene Krone« hinüber.

Die Tür war geöffnet worden, und erstaunt bemerkte Martin, dass der Hausflur von zahlreichen Kerzen und Talglichtern beleuchtet wurde.

»Sie will’s im Haus immer taghell haben, die Kronenwirtin«, flüsterte David. »Seit damals, sagt man.«

»Seit damals? Also, David, erklär mir …«

»Leise um Himmels willen! Sie kann uns ja hören. Da – jetzt bringen ihre Knechte sie heraus.«

Martin sah zwei Männer durch den Flur kommen und zwischen ihnen eine Frau; aber die ging nicht, sie saß. Die Männer trugen sie zwischen sich auf über Kreuz gefassten Händen. Die Frau hatte ihre Arme auf die Schultern der Knechte gelegt. Sie war uralt. Langsam, im gleichen Schritt, trugen die Knechte sie die steinernen Stufen vor der Tür hinunter. Dann verschwand die Gruppe in der Dunkelheit. Die Schritte der Knechte verklangen in der Gasse, die am Schuhhaus vorbeiführte. Die Tür zur »Goldenen Krone« wurde geschlossen.

»Das war sie«, sagte David und atmete hörbar auf. »Sie hat uns nicht gesehen.«

»Wovor hast du denn Angst?«, fragte Martin. »Vor der Frau? Wer ist sie?«

»Die Kronenwirtin. Die Hollin. Hat dir von der noch keiner erzählt? – Na, wundern tut's mich nicht. Die meisten in der Stadt, die damals schon gelebt haben, tun ja so, als wär gar nichts gewesen. Mir hat mein Meister mal davon erzählt, aber auch nur im Suff. Der hat seine Frau seinerzeit angegeben. Und dann – man sieht die Hollin auch nie. Sie lässt sich nur abends raustragen, so wie jetzt.«

Obwohl Martin ahnte, worauf David anspielte, sagte er: »Also, David, jetzt erzähl mal. Aber so, dass ich's versteh.«

»Ja, natürlich, Martin. Aber lass uns hier verschwinden.« David zog ihn mit sich fort. »Sonst stehn wir noch hier, wenn sie zurückkommt. – Weißt du, Martin, ich trau's mich gar nicht zu sagen, weil ich weiß, wie du drüber denkst. Aber die Hollin – die ist nun wirklich eine Hexe.«

»Herrgott, David«, entfuhr es Martin. »So ein Blödsinn.«

»Siehst du? Ich hab ja gewusst, dass du so was sagen wirst. – Aber wart, ich sag dir, was ich weiß, und dann wirst du mir schon glauben.« Und während sie an der Georgs-Kirche vorbei zum Höllgässlein gingen, erzählte David: »Vor zwanzig Jahren, da hat der Rat hier in der Stadt Hexen gebrannt – aber davon hast du gehört, nicht? – Also, zu der Zeit war die Hollin schon die Kronenwirtin, und die ›Krone‹ ist auch damals ein vornehmes Wirtshaus gewesen, wo

Herren hingehen. Trotzdem, es hat ihr nichts geholfen: Man hat rausgekriegt, dass sie eine Hexe ist, und sie ist eingezogen worden. Übrigens sind auch Frauen von Herren verbrannt worden, die vom Lemp zum Beispiel, der jetzt Bürgermeister ist. Ich mein, das ist schon mal ein Beweis, dass sie wirklich Hexen waren.«

»Nein, das ist keiner«, entgegnete Martin. »Aber es wundert mich doch … Allerdings«, sagte er mehr zu sich selbst, »wenn ich daran denk, was die Margret gesagt hat, dann bekommt's einen Sinn. – Und die Hollin?«, sagte er dann wieder zu David. »Warum hat man die nicht verbrannt?«

»Das ist es ja gerade. Sie hat nicht gestanden. Obwohl sie ein ganzes Jahr gelegen hat und über sechzig Mal gefoltert worden ist, sagt man. Also, wenn das kein Beweis ist, dass sie …«

»Ein Jahr in der Fronfeste?«, fragte Martin. »Über sechzig Mal auf der Folter? Und sie hat nicht gestanden? Das kann ich nicht glauben.«

»Siehst du?«, sagte David befriedigt. »Das kann kein normaler Mensch. Das ist doch der beste Beweis, dass sie eine Hexe ist, alle sagen das. Meinst du nicht auch?«

Aber Martin antwortete nicht.

Sechzig Mal auf der Folter.

Sich das vorzustellen – er brauchte es gar nicht erst zu versuchen, das konnte keiner. Wie hatte sie es ausgehalten? Sicher hatte sie zwischendurch auch gestanden, aber dann widerrufen. Zuletzt jedenfalls musste sie standhaft geblieben sein, sonst hätte der Rat sie nicht freigelassen. Aber was hatte ihn bewogen, sie nicht weiter zu foltern und auf ein Geständnis zu verzichten?

»David«, sagte er, »was erzählen die Leute sonst noch über die Hollin? Warum hat der Rat sie freigelassen?«

»Na, sie hat halt nicht gestanden. Obwohl – also, mein Meister sagt, ohne ihre Verwandten wär sie nicht freigekommen. Die haben sich für sie eingesetzt.«

»Verwandte? Hier aus Nördlingen?«

»Nein, aus Ulm. Die müssen dort reiche Leute sein, die Verwandten von der Hollin. Jedenfalls sollen die Herren von Ulm unseren Herren mächtig eingeheizt haben.«

Martin nickte. Also doch. Ohne Not gab der Rat keinen frei.

David, der Martins Nicken nicht sah, fuhr fort: »Übrigens war die Hollin die letzte; danach hat der Rat keine mehr eingezogen. Scheinbar hat's keine Hexen mehr gegeben.«

»Aber David. Die Hollin hat nicht gestanden, also hat sie auch keine Namen genannt. Das war der Grund.«

»Meinst du? – Auf alle Fälle hat der Rat zur rechten Zeit aufgehört. Mein Meister sagt, es wär grad damals eine große Unruhe in der Stadt aufgekommen.«

»Ja? Erzähl weiter.«

»Viel mehr weiß ich auch nicht darüber. Wie ich gehört hab, soll die Stadt kurz vorm Aufruhr gestanden haben. Die Leute haben Angst gekriegt, dass der Rat überhaupt nicht mehr mit dem Brennen aufhört. Viele fürchten ja heut noch, dass es mal wieder losgeht. – Au. Jetzt hab ich mir den Fuß gestoßen. Hier im Höllgässlein ist's aber auch immer stockfinster.«

»Warte, David. Bleib mal stehen. Ich hab grad gedacht … Wovor genau fürchten sich die Leute?«

»Ich weiß nicht. Sie reden ja selten drüber. Nur: Wenn du in Nördlingen groß geworden bist, dann spürst du's sozusagen. Aber du hast vorhin was gesagt von ›Namen nennen‹ – das weiß ich gewiss: Sie haben Angst davor, dass wieder was kommt, wo einer den anderen mit reinreißt.«

»Genau das ist es! David, da werden wir notfalls einhaken. Los, komm. Wenn wir jetzt noch die richtigen Leute in der ›Hölle‹ finden …«

Und sie finden die richtigen – das jedenfalls denkt Martin. Es sind die Meister Linck und Fendt, dicke Freunde von Kratzer. Martin berichtet, dass Kratzer gefoltert wurde und dass er gestanden hat. Dabei verschweigt er bewusst, dass Kratzer nach Namen von Meistern, die ebenfalls fälschen, gefragt worden ist, aber trotz Folter keinen einzigen Mitmeister angegeben hat. Zuletzt sagt er, dass Kratzer hingerichtet werden soll. Linck und Fendt sind entsetzt.

Die beiden Meister saßen mit gesenkten Köpfen und sahen stumm in ihre Krüge.

Endlich murmelte Linck: »Was für ein Unglück!«

»Unglück?« Fendt hob den Kopf. »Ein Unrecht ist das! Diese mordgierige Bande! Der arme Teufel!«

»Vielleicht«, begann Martin vorsichtig, »vielleicht kann man was für ihn tun!«

»Was denn?« Fendt hob die Schultern. »Da kann man nichts machen!«

»Ich wüsste schon was!«, sagte Martin nun. »Ich hab mir was überlegt. Man müsste …«

»Nein, nein, lass mal!« Abwehrend wedelte Linck mit den Händen. »Das wollen wir gar nicht wissen! Wenn du was vorhast, mach's allein! Nein, nein, ohne mich! Und so Leid's mir für den Kratzer tut – am Ende ist er ja selber schuld.« Er nickte bekräftigend und Fendt sah stumm in seinen Krug. Martin presste die Lippen aufeinander.

»Aber, Meister Linck«, sagte David schnell, »Ihr habt doch dem Kratzer auch sonst geholfen? Vor ein paar Wochen, bei der Musterung zum Beispiel!«

»Das war was anderes. Da hätten wir höchstens eine Geldstrafe oder ein paar Tage Turm kriegen können. Aber diese Sache hier –

Kopf und Kragen riskiert, wer sich da einmischt. Nein, die ist mir zu gefährlich.«

»Recht hat er«, ließ sich Fendt vernehmen. »Hier hilft nur: Fein stillhalten und nicht auffallen.«

Schweigend musterte Martin die beiden Meister. Dann zog er die Augenbrauen zusammen und sagte: »Gut. Wenn das so ist … Dem Alten zuliebe hab ich's verschweigen wollen, aber jetzt muss ich doch davon sprechen. Er hat beim Verhör noch mehr gesagt, als ich vorhin erzählt hab. Er hat gesagt, im Handwerk werden Mal-Marken getauscht. Er hat gesagt, die Meister wandern in hellen Haufen zur Wiesmühle. Er hat gesagt, fast alle Meister in Nördlingen verarbeiten Schlickwolle. Kurz, er hat von allen Fälschereien im Handwerk haarklein berichtet. Und er hat gesagt, außer ihm hätten auch andere Meister Siegel eingenäht. Und was das Schlimmste ist …«, Martin beugte sich zu den gebannt lauschenden Meistern vor, »er hat Namen genannt. Namen über Namen.«

»O Gott!«, ächzte Linck. »War … war meiner dabei?«

»Und meiner?«, fragte Fendt mit schwankender Stimme.

Martin sah sie mit unbewegtem Gesicht an. »Ja. Eure beiden sind mir unter den vielen Namen besonders aufgefallen.«

»O Gott!«, sagte Linck wieder und Fendts Gesicht hatte sich aschgrau verfärbt.

Martin wartete ab. Dann sagte er: »Begreift Ihr, was das bedeutet? Wenn der Alte tot ist, geht das große Aufräumen los. Einer nach dem anderen wird eingezogen. Wieder neue Namen werden angegeben. Und Ihr wisst ja: Wenn der Rat einmal auf diese Weise anfängt, dann hört er sobald nicht wieder auf.«

»Nein!«, stieß Fendt jetzt hervor. »So wird er's diesmal nicht machen. Er kann nicht das Handwerk zerstören.«

»Macht Euch doch nichts vor«, sagte Martin, und die beiden Meister schienen nicht zu bemerken, wie hier ein Geselle mit ihnen redete. »Glaubt Ihr wirklich, die Herren scheuen sich, von

vierhundert Meistern vierzig hinzurichten oder zu verjagen? Das Handwerk ist ohnehin überbesetzt. Und das wisst Ihr auch: Wenn der Rat wütet, dann verschont er keinen. Dann macht er auch vor hoch gestellten Leuten – Frauen wollt ich sagen – nicht Halt.«

Fendt und Linck nickten beide und Martin fuhr fort: »Wir müssen verhindern, dass die Herren wieder wie die tollen Hunde wüten. Und noch ist es Zeit. Noch können wir was tun.«

»Aber was?« Fendt war noch immer grau im Gesicht. »Wir kommen gegen die Herren nicht an. Und außerdem: Was hilft es uns, wenn wir dem Kratzer helfen?«

»Man müsste«, sagte Martin vorsichtig, »klug vorgehen. Niemand darf in ernsthafte Gefahr geraten. Aber der Rat muss begreifen, dass das Handwerk sich nicht alles gefallen lässt. Und ich meine, am besten wär's, man würde vom Rat fordern, dass er den Alten gerecht bestraft, mit einem Stadtverweis beispielsweise, wenn's sein muss, auch mit einem ewigen.«

»Martin, das läuft doch nicht.« Linck schüttelte den Kopf. »Willst du zum Gehring gehen und sagen: ›Also, wir haben nachgedacht, und wir meinen, so geht's nicht.‹?«

»Na, Linck, halt den Martin doch nicht für blöd.« Fendt hatte wieder Farbe bekommen. »Martin, vorhin hast du gesagt, du hättst dir was überlegt. Jetzt erzähl's uns mal.«

»Gut, dann hört zu.« Martin beugte sich vor. »Ich weiß vom Ostertag, dass morgen früh um neun Uhr Ratssitzung ist. Da wird der Rat das Urteil beschließen. Jetzt stellt Euch vor: Etwa eine halbe Stunde nach neun, also grad wie die Herren über ihre Untat beratschlagen, kommt ein Büttel in den Rathaussaal und meldet ihnen was. Oder einer der Herren schaut zufällig aus dem Fenster. Und was sieht er? Der Markt ist schwarz von Menschen. Das ganze Loderhandwerk, Meister, Gesellen, Frauen – alle haben sie sich versammelt. Sie sind einfach mal auf den Markt gekommen und stehen und schauen. Vielleicht ruft auch der eine oder andere: ›Stadtverweis für Kratzer‹ oder so was Ähnliches. Mehr geschieht

nicht. Aber meint Ihr nicht, dass die Herren da ein wenig erschrecken? Dass sich der eine oder andere Ratsherr überlegt, was möglicherweise passieren kann, wenn sie den Alten hinrichten? Glaubt Ihr nicht, die Herren begreifen dann vielleicht, dass sie mit dem Handwerk nicht ganz so umspringen können, wie es ihnen passt?« Er schwieg und sah die beiden Meister erwartungsvoll an.

Fendt hatte den Mund halb offen stehen und hielt den Blick unverwandt auf Martin gerichtet. Jetzt breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht. »Martin«, sagte er, »du bist fast ein solcher Fuchs wie dein Meister.« Plötzlich klatschte er die Hand auf den Tisch. »Jawohl! So kann's gehen. Das können wir machen. Ich bin dabei.« Er wandte sich an Linck. »Und du? Was meinst du?«

Linck wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht … Also, zuerst hab ich gedacht, das ist eine spinnerte Idee. Aber jetzt … Natürlich hat der Rat Ansammlungen verboten, das wisst ihr auch. Aber wenn's viele Leute sind, sehr viele …«

»Klar!« Fendt schien von Martins Plan immer mehr angetan zu sein. »Je mehr es sind, desto weniger kann der Rat was dagegen machen, mit der Stadtwache allein schon gar nicht. Und wenn sie die Kriegsknechte alarmieren – schön, dann gehen wir halt wieder heim. Aber bis dahin haben wir den Herren gezeigt, dass sie das Handwerk nicht scheren und schlachten können wie eine Schafherde.« Er stand auf. »Komm, Linck. Wir müssen den anderen Bescheid geben. Da unten am Tisch sitzen fünf von unseren Meistern, mit denen fangen wir an. Und die sollen dann in andere Wirtshäuser gehen. Ich sag dir, Martin, in einer Stunde ist's im Handwerk rum. Die Gesellen müsst ihr aber übernehmen, die lassen sich von uns Meistern zu so was nicht drängen. – Also, bis morgen, um halb zehn. Los, Linck, komm.« Eilig schob er sich zum anderen Tischende.

»Und wer zahlt dein Bier?«, rief Linck hinter ihm her. Aber Fendt hörte nicht, er redete schon aufgeregt auf die fünf Meister ein.

Linck erhob sich. »Hoffentlich ist er vorsichtig. Wenn ein Falscher die Geschichte hört … Ich muss gleich hin.« Er warf drei Kreuzer auf den Tisch und schickte sich an, Fendt zu folgen. Dann aber blieb er stehen. »Hör mal, Martin«, sagte er, »nicht dass du meinst, ich denk schlecht über den Kratzer, weil er meinen Namen und andere angegeben hat. Auf der Folter gesteht jeder alles. Das wollt ich dir nur noch sagen.« Damit ging er.

Martin und David sahen sich an. »Du hast’s geschafft, Martin. Das hätt ich nicht gedacht.«

»Nein.« Martin legte seine Hand auf Davids Arm. »Wir haben’s geschafft. Ich hab mich sogar ziemlich dumm angestellt. Na, im ›Schwarzen Ross‹ fang ich’s geschickter an.«

»Dort wird’s eh nicht so schwierig werden.«

Es wird jedoch nicht einfacher, sondern schwieriger. Nachdem Martin berichtet und zur Versammlung auf dem Marktplatz aufgerufen hat, hält Oswald eine Gegenrede: Die Rats- und Handelsherren seien keine Dummköpfe, sondern Geschäftsleute, die keinen einzigen Meister mehr als notwendig hinrichten ließen. Also eben nur Kratzer. Demnach gehe es Martin lediglich um seinen Meister. »Allein für den Kratzer halten wir den Kopf hin. Sollen wir da mitmachen? – Nein, sag ich!«

Oswald warf seinen Hut auf den Tisch und sah sich triumphierend um.

Tatsächlich waren die Gesellen beeindruckt. Viele nickten beifällig, andere begannen miteinander zu flüstern, und Martin bemerkte, dass sie alle es vermieden, zu ihm herzusehen. Selbst Schölldorfer blickte vor sich auf den Tisch und rückte an seinem Krug. Martin fühlte sich plötzlich mutlos und verzweifelt. Er war gescheitert. Wenn nirgendwo – so hatte er geglaubt –, im »Schwarzen Ross« würde er Hilfe bekommen. Aber die Gesellen ließen ihn abfahren. Und warum? Weil ihn ein hirnrissiger Schönling aus gekränkter Eitelkeit verleumdete. In Martin stieg die rote Wut auf. Dieses dreckige Schwein! In die Schnauze gehörte dem geschlagen. Mal sehen, was dann von seiner unwiderstehlichen Visage übrig blieb. Das dämliche Grinsen würde ihm jedenfalls vergehen. Martin war drauf und dran, sich auf Oswald zu stürzen. Aber dann krampfte er die Hände um seinen Bierkrug. Nein! Er musste sich zusammennehmen. Wenn er jetzt auf den Oswald losging, hatte der endgültig gewonnen. Martin zwang sich zur Ruhe.

»Gesellen!«, begann er. Da fühlte er eine Hand auf seinem Arm.

»Lass mich das machen, ja? Ich glaub, das ist jetzt besser.« Martin sah David zweifelnd an. Dann aber nickte er.

David stand auf.

»Ich möcht dem Oswald antworten, hört mir mal zu!«, sagte er und klopfte mit seinem Krug auf den Tisch. Es wurde still.

»Also, Oswald, ich muss dir sagen, dass du mir aus der Seele gesprochen hast.« Erstauntes Gemurmel erhob sich und Martin blickte verwirrt zu David auf. »Jawohl, du hast Recht, Oswald, in fast allem, was du gesagt hast …«

»Na, wenn sogar du das einsiehst …«, warf Oswald dazwischen und lächelte geschmeichelt.

»… in fast allem«, fuhr David fort. »Wart's ab. – Ja, es ist richtig, dass die Herren das Handwerk vielleicht gar nicht abstrafen aus geschäftlichen Gründen. Aber, Gesellen, wenn der Oswald sagt, wir brauchen deswegen morgen nicht mitzumachen – wisst ihr, wie der dann redet? Wie ein Meister. Wenn die Meister nicht Angst um ihre Köpfe hätten, blieben die morgen auch daheim. Nie und nimmer täten die freiwillig vors Rathaus ziehen, um es den Herren mal zu zeigen. Ich frag euch: Sind wir feige Meister, dass wir uns nur dann wehren, wenn uns die Angst im Genick sitzt?«

»Was heißt denn wehren?«, rief Oswald. »Uns Gesellen tun sie doch nichts.«

»Ja, das passt zu dir.« David ereiferte sich. »Ich sag ja: Du bist wie ein Meister. Du wehrst dich nur, wenn's um dich geht. Was mit anderen geschieht, ist dir gleich. Aber wir Gesellen, wir tun auch mal was für andere. – Und da bin ich gleich beim nächsten Punkt. Wer sagt denn, dass wir nur für die Meister die Köpfe hinhalten? Das stimmt doch gar nicht. Es geht gegen die Herren. Sind die auf einmal unsere Freunde, nur weil sie uns für diesmal verschonen? Ihr wisst genauso gut wie ich: Wenn's den Herren in den Kram passt, dann köpfen sie auch Gesellen.«

»Ja, und kein Meister macht dann für uns einen Finger krumm.« Oswald sah sich beifallheischend um. Aber er erntete finstere Blicke und Schölldorfer fuhr ihn an: »Jetzt lass den David reden. Und entscheid dich mal langsam, ob du ein Geselle oder ein Meister bist.« Einige Gesellen lachten.

»Und jetzt zum letzten Punkt«, sagte David. »So Leid es mir tut, da muss ich dem Oswald noch mal Recht geben. Gesellen, es geht um den Kratzer, da beißt die Maus keinen Faden ab. Und der Kratzer ist ein Meister, auch das ist richtig. Aber: Er soll hingerichtet werden. Und wir können was dagegen tun, können es wenigstens versuchen. Wollt ihr im Ernst deswegen daheim bleiben, nur weil der Kratzer ein Meister ist? Das kann ich nicht glauben. Schaut her: Jeder von euch weiß, dass grad ich Grund hab, meinem Meister, der auch noch mein Ziehvater ist, nicht grün zu sein. Was der mich schon geschlagen hat … na, lassen wir's. Aber glaubt ihr, ich würd zusehen, wie man ihn köpft, wenn ich's verhindern könnt? Und wenn der Martin den Kratzer retten will – ja, ist das denn eine Sünde?« David machte eine Pause.

»So«, sagte er dann, »jetzt fällt mir nichts mehr ein. – Ich mein halt, wir müssen morgen mitmachen. Und zwar einmal wegen dem Kratzer, aber hauptsächlich wegen uns. Wenn wir's den Herren mal zeigen können, dann los. Und da soll uns kein Meister dran hindern.«

David setzte sich.

»Jawohl!«, rief Schölldorfer. »Und ein Möchtegern-Meister schon gar nicht.«

Jetzt lachten alle. Martin atmete auf: Der Oswald hatte ausgespielt.

Der folgende Morgen: Im Rathaus haben sich die Ratsherren versammelt – und vor dem Rathaus die Lodweber. Auch zahllose Neugierige sind herbeigeströmt. Dicht an dicht stehen die Menschen und warten, was geschehen wird. Ein gedämpftes Raunen liegt über dem Markt, das wohl kaum bis in den Rathaussaal dringt. Doch nun erscheint der Zunftvorgeher Rehe, steigt den Aufgang zum Saal hoch und verschwindet.

»**J**etzt werden sie sich gleich rühren«, sagte David und blickte am Rathaus empor. »Aber wir stehn schlecht hier, zu nah an der Wand. Die schaun bestimmt aus dem Erker und da können wir sie nicht sehen.«

»Stimmt.« Margret nickte. »Gehn wir doch rüber zur Krone. Dort haben wir einen guten Überblick. Komm, Martin.«

Die drei suchten sich einen Weg durch die Menge. Nach etwa zwanzig Schritten stießen sie auf die Meister Fendt und Linck.

»Na, was sagt ihr dazu?«, begrüßte sie Fendt aufgeräumt. »Das ganze Handwerk haben wir auf die Beine gekriegt. Das ist ein Tag! Den werden die Herren nicht so schnell vergessen.«

»Oder wir.« Linck sah besorgt zum Erker hoch. »Ich frag mich, warum die sich nicht zeigen.«

»Sie müssen’s erst verdauen«, sagte David. »Wir bleiben hier, was?« Martin und Margret nickten. Sie standen jetzt auf halbem Weg zwischen dem Rathaus und der Krone. In der Giebelseite des Gasthauses waren alle Fenster geschlossen. Merkwürdig, dachte Martin. Überall hängen sie in den Fenstern, nur hier nicht. – Ah, jetzt!

Das über der Menge liegende Raunen schwoll plötzlich an, steigerte sich zum Brausen und ebbte unvermittelt wieder ab. Dann wurde es still auf dem Markt. An den geöffneten Fenstern des Erkers standen Bürgermeister Lemp und der Ratsherr Gehring. Mit

unbewegten Gesichtern blickten sie über die Menge. Sie sagten nichts. Und schweigend starrten die Loder zu den Herren hinauf.

»Gebt den Kratzer frei!«

Ein einzelner Schrei war es nur. Aber er stieg aus der Mitte der Loder auf wie ein Vogel und hing über dem Markt, als wäre er mit Händen zu greifen. »Gebt den Kratzer frei!«

Niemand wusste hinterher, wer zuerst gerufen hatte. Aber jeder erinnerte sich, dass man nicht anders gekonnt hatte, als auch zu schreien.

»Gebt den Kratzer frei!«, schrien die Loder. Und all ihre Angst und Verzweiflung lag in diesem Schrei, der gegen das Rathaus brandete. »Gebt den Kratzer frei!«, schrien sie in die Gesichter dort oben. Es gab keinen Loder, der stumm blieb. Und dann verwandelte sich der Ruf. Er drängte sich zusammen zu einem Wort, das anfangs nur Einzelne riefen. Aber sein zwingender Rhythmus packte und bald riefen alle Loder: »Frei-ge-ben! Frei-ge-ben!« Und das war kein wildes Herausschreien der Angst mehr, sondern was den Herren jetzt um die Ohren schlug, wie von einer einzigen gewaltigen Stimme gerufen, klang fordernd, ja sogar drohend.

»Frei-ge-ben! Frei-ge-ben!«, schrie Martin, und er fühlte sich gut, als er so schrie. Tief drinnen wusste er, dass die Forderung sinnlos war, dass die Herren den Alten nicht mehr freilassen konnten, nachdem er gedroht hatte. Aber dieses Wissen war jetzt zugedeckt von einem Gefühl grenzenloser Befreiung. Die Spannung, der Druck der vergangenen Tage hatten sich aufgelöst im mitreißenden Gleichtakt des gemeinsamen Rufes. Und in Martin wuchs die Gewissheit, dass die Herren besiegt werden konnten.

Bürgermeister und Ratsherr standen immer noch mit Gesichtern wie aus Stein am Erkerfenster; lediglich Gehrings Augen hatten sich zu schmalen Schlitzen verengt. Jetzt bewegte der Bürgermeister die Lippen und die beiden Herren traten in das Dunkel des Rathaussaales zurück. Das Fenster wurde geschlossen.

Eine Zeit lang noch hielt sich das taktmäßige Rufen. Dann flaute es ab und löste sich in einzelne Rufe auf, die schließlich auch verebbten. Aber die angespannte Ruhe, die vor dem Auftritt der Herren über dem Markt gelegen hatte, kehrte nicht wieder. Das Gefühl, von einem Druck befreit zu sein, schienen alle Loder zu teilen. Auf dem Platz herrschte eine gelöste Stimmung, und mit erwartungsvoller Heiterkeit unterhielt man sich darüber, was die Herren nun wohl zu tun gedachten.

Im Rathaussaal haben die Herren wieder Platz genommen. Manchen steht das Entsetzen über diesen plötzlichen, tosenden Sturm draußen auf dem Markt noch ins Gesicht geschrieben, andere tragen finster verkniffene Mienen zur Schau. Und nun?

Dreinschlagen? Die Kriegsknechte alarmieren und dreinschlagen? Dieser Vorschlag ist jedoch verworfen worden. Allzu leicht könnte dadurch ein regelrechter Aufstand provoziert werden. Der Bürgermeister wendet sich an den Zunftvorgeher.

»**M**eister Rehe. Ihr als Vorgeher kennt das Handwerk besser als wir. Ihr dürft Euch äußern. Was schlagt Ihr vor?«

Rehe verbeugte sich. »Wenn Ihr erlaubt, Herr: Vielleicht kann der wohlweise Rat in Erwägung ziehen, das Urteil abzuändern? Zu einem ewigen Stadtverweis möglicherweise? Das würde die Leute sofort beruhigen und sie würden heimgehen.«

»Hm.« Der Bürgermeister sah Rehe nachdenklich an. »In der Tat … es wär denkbar. Andererseits …« Er blickte in die Runde. »Nun, meine Herren …?«

»Mit Verlaub, Herr Bürgermeister.« Gehring hatte bisher mit unbewegtem Gesicht zugehört, das Kinn auf die gefalteten Hände gestützt. Nun beugte er sich vor. »Über das Urteil haben wir ausführlich beraten. Und aus guten Gründen haben wir es so und nicht anders gefällt. Ich sehe keinen Anlass, diese Gründe nicht mehr gelten zu lassen. Außerdem: Der Rat würde sein Gesicht verlieren, wenn er das Urteil änderte. Es ist nun einmal durchgesickert – der Himmel mag wissen, wie, und ich werde eine strenge Untersuchung anstellen. Aber wie auch immer, Ihr Herren: Das Urteil muss bestehen bleiben.«

Einmütig nickte die Runde und der Bürgermeister versicherte: »Ihr nahmt mir das Wort aus dem Mund, Herr Gehring. – Ja, bitte, Herr Ernst, wisst Ihr eine Lösung?«

Der Ratsherr Ernst hatte schon geraume Zeit versucht, zu Wort zu kommen. »Ich glaube schon«, sagte er jetzt. »Aber zuerst möchte ich eines festhalten«, fuhr er mit einem Seitenblick auf Gehring fort. »Hätte man meine früheren Vorschläge zur Besserung des Loderhandwerks nicht missachtet, dann wäre es zu den heutigen Ereignissen nicht gekommen. – Da die Lage nun aber ist, wie sie ist, schlage ich das Folgende vor: Wir sagen den Leuten die Wahrheit.« Gehring warf ihm einen scharfen Blick zu. »Jawohl, Herr Gehring. Wir sagen ihnen, was der Kratzer verbrochen hat.« Gehring lächelte, was Ernst veranlasste, sich nur noch an die anderen Ratsherren zu wenden. »Ihr Herren! Die Meister haben Angst, so sagt uns der Vorgeher Rehe. Und wenn sie dort unten gerufen haben: ›Gebt den Kratzer frei‹, dann haben die nur den eigenen Kopf im Sinn. Ich kenne die Meister doch. Und wenn wir die Urteilsverkündung sozusagen vorwegnehmen und den Meistern sagen, was der Kratzer für ein übler Bursche ist und dass kein ehrlicher Meister für die Zukunft eine ähnlich harte Strafe zu befürchten hat, dann sollt Ihr sehen: Innerhalb von Minuten ist der Spuk dort unten vorbei.« Mit sichtlicher Befriedigung nahm er das beifällige Gemurmel der Runde zur Kenntnis.

»Ein brauchbarer Vorschlag, wie mir scheint«, sagte der Bürgermeister. »Herr Gehring, was meint Ihr dazu? Seid Ihr einverstanden, wenn wir so verfahren, wie uns der Herr Ernst rät?«

»Ja und nein.« Gehring strich sich über den Bart. »Euer Vorschlag, Herr Ernst, ist ohne Zweifel praktikabel – Ehre, wem Ehre gebührt.« Er lächelte verbindlich. »Ich bin überzeugt, dass sich so der Auflauf zerstreuen lässt. Nur: Das wäre eine Lösung für den Augenblick. Was geschähe nämlich? Die Leute gingen heim, und bei nächster Gelegenheit, wenn ihnen beispielsweise die Fleischpreise nicht passen, stehen sie wieder vor dem Rathaus. Und wir sind dann womöglich gezwungen, Zugeständnisse zu machen. – Nein, unmöglich. Den Leuten muss ein für alle Mal in die Schädel gehämmert werden, dass sie uns nicht erpressen können.«

»Also doch dreinschlagen?«

»Nein, nicht in diesem Fall.« Gehring sah nachdenklich in die Runde. Aber er schien zu sich selbst zu sprechen, als er fortfuhr: »Die nackte Gewalt muss das letzte Mittel sein. Denn sie ist wie ein Schwert: Zu oft gebraucht, wird sie stumpf. Wer klug ist, zeigt das Schwert nur. Aber er lässt keinen Zweifel, dass er damit umzugehen weiß. Der Kluge regiert mit der Angst vor dem Schwert …« Er schwieg. »Ihr Herren«, sagte er plötzlich. »Ich werde zu den Leuten sprechen. Ich weiß noch nicht, was ich sagen werde, aber ich will versuchen, beides zu erreichen: dass sie heimgehen und dass sie niemals mehr wiederkommen.«

Die Lodweber vor dem Rathaus sind gespannt, was geschehen wird. Die meisten glauben, dass die Herren gar nicht anders können, als Kratzer freizugeben, und die Stimmung auf dem Platz ist nach wie vor prächtig. Doch Martin wird nervös.

Warum brauchten die so lange? Was für eine Teufelei heckten die dort oben aus? Unruhig starrte Martin auf das Erkerfenster. Aber davon ging's auch nicht schneller. Und hineinsehen konnte man in den Rathaussaal ohnehin nicht. Die Herren wussten schon, warum sie die altmodischen Butzenscheiben nicht durch ebenes Glas ersetzen ließen. Außerdem spiegelten die Scheiben jetzt die Sonne wider, was sie gänzlich undurchsichtig machte. Hier, zwischen Rathaus und »Krone«, stieg der Marktplatz an; den tiefer gelegenen Teil konnte Martin gut überblicken.

Mit dem Wetter haben wir Glück, dachte Martin, während er seinen Blick über die Menschenmenge schweifen ließ. Jetzt ein Regen wie vergangenen Mittwoch und die Herren wären alle Sorgen los.

So aber dachten die Loder gar nicht daran, das Feld zu räumen. Ihre Stimmung schien prächtig zu sein, mancherorts grenzte sie ans Ausgelassene. Offenbar gab es nur wenige, die Martins allmählich wachsende Unruhe teilten. Sie freuen sich, dass sie's denen dort oben mal gezeigt haben, dachte er. Ich glaub, die haben vergessen, dass die Herren keinen Spaß verstehen. – Was soll das? Nimm dich gefälligst zusammen. Erst reißt du dir die Beine aus, dass die Loder hierher kommen, und wenn sie dann hier sind und fröhlich sind, ist dir's auch nicht recht.

Er bezwang seine Unruhe und konnte nun sogar gelassen zusehen, wie sich ein Geselle, es war der Lockenkopf, auf den Prellstein an der Rathausecke stellte und mit versteinerter Miene in die Menge sah, als wäre er der Ratsherr Gehring. Das machte er ausgezeichnet; er zog die Augen schmal, strich sich mit der Hand vom Kinn an abwärts, als besäße er einen Knebelbart, und jeder wusste, wer

gemeint war. Die Loder amüsierten sich und manche klatschten. Der Lockenkopf versuchte eine Verbeugung, verlor aber das Gleichgewicht und verschwand.

»Jetzt schau dir den an«, sagte David und freute sich. »So was hätt ich dem nicht zugetraut. Das war mal ein Spaß.« Plötzlich fiel ihm etwas ein und er warf einen erschreckten Blick auf Margret. »Entschuldige, Margret, ich hab jetzt gar nicht dran gedacht …« Er schwieg.

Margret schüttelte den Kopf. »Nicht, David, lass nur. Das hilft dem Vater nicht, wenn wir die Köpfe hängen lassen.« Und sie brachte ein Lächeln zustande.

Martin sah sie an und liebte sie in diesem Augenblick so sehr, dass es ihm wehtat. Er drängte sich an sie und nahm ihre Hand. »Wir werden’s schaffen, du«, murmelte er. »Du wirst sehn. Und er ist zäh. Er wird nicht mehr, wie er war, aber er wird leben, und er wird es wollen. Seinen Willen haben sie nicht zerbrechen können. Und das zählt.«

Sie presste seine Hand. »Wir werden weggehen von hier, ja?«, sagte sie. »Weit weg. Irgendwo werden wir einen Ort finden, wo wir mit dem Vater und der Mutter in Frieden leben können.«

Martin nickte. »Wir haben ohnehin keine Wahl. Es wird hart werden. Aber wir beide zusammen können es schaffen.« Er stand dicht neben ihr, spürte den Druck ihrer Hand und war jetzt ganz ruhig. Er bemerkte, dass David seine hellen Augen auf ihn und Margret gerichtet hielt.

»Also, wenn ihr beiden …«, begann David und stockte.

»Was ist, David?«, fragte Martin und lächelte ihn an.

»Also, wenn ihr beiden weggeht«, sagte David und krauste die Stirn, »ich meine, ich mag euch und … am liebsten tät ich mitgehn.«

»Warum nicht?«, sagte Martin.

Und Margret sagte: »Warum nicht?«

»Ich könnt mit euch kommen, wirklich?« Davids Gesicht war jetzt ganz glatt. »Das ist gut, dass ich es weiß. Ich meine, ich muss mir's noch mal überlegen. Viel hält mich ja nicht, aber ich bin hier daheim. Trotzdem ist es gut, dass ich es weiß.«

»Du kannst mit uns kommen, wenn du willst«, sagte Martin.

»Danke euch beiden. Ich überleg's mir. Jetzt müssen wir sowieso erst sehen, was aus der Sache hier wird. – Ah, schaut mal, der Heidenreich.«

Der Ratsschreiber kam den Saalaufgang herunter. Neben den Wachknechten blieb er stehen und sah sich um. Dann ging er mit gesenktem Kopf zum Eingang, der zu ebener Erde in das Rathaus führte. Schweigend machten ihm die Loder Platz. Er verschwand und kurz darauf traten zwei Wachknechte heraus. Sie bauten sich mit ihren Hellebarden rechts und links vom Eingang auf; Heidenreich stieg eilig zum Rathaussaal empor.

Martin hörte, wie Fendt sagte: »Na, wenn den Herren nichts anderes einfällt …« Mit den Händen bildete Fendt einen Trichter vor dem Mund und rief: »He, ihr beiden Helden! Gut geschlafen? Na los! Treibt uns auseinander! Versucht's doch mal!«

Um sie herum lachten die Loder und die Knechte sahen starr geradeaus.

Fendt blickte sich um. »Das sind Helden, was?«, sagte er grinsend.

»Fendt, halt dich zurück.« Linck zog ihn am Ärmel. »Hast du vergessen, warum wir hier sind? Das ist kein Spaß, du wirst schon sehn.«

»Mit denen da werden wir leicht fertig«, sagte Fendt verachtungsvoll. »Mach dir mal bloß nicht in die Hosen.«

»Tu ich ja gar nicht«, ärgerte sich Linck. »Aber ihr Deppen glaubt alle, dass wir schon gewonnen haben, nur weil die dort oben sich Zeit lassen.«

Im Stillen gab Martin ihm Recht. Es war gut möglich, dass die Herren in aller Ruhe einen Plan entwarfen, wie sie ihre Kriegsknechte sammeln und am wirkungsvollsten einsetzen konnten. Andererseits: Wenn sie erwogen, das Urteil auf Stadtverweis abzuändern, dann brauchte das seine Zeit. Er konnte sich vorstellen, dass sie sich zu dieser Entscheidung erst durchringen mussten. Wie auch immer, dachte er, dieses Warten ist entsetzlich.

Aber in diesem Augenblick geschah etwas. Das Erkerfenster wurde aufgestoßen und durch die Reihen der Loder ging ein lang gezogenes »Ah!«. Dann zeigte sich der Ratsherr Gehring. Mit ausdruckslosem Gesicht blickte er über die Menge und in Erinnerung an die Vorstellung des Lockenkopfs erhob sich allgemeine Heiterkeit.

Wenn Gehring von dieser Begrüßung überrascht war, so sah man ihm das nicht an. Er zuckte mit keiner Wimper und stand unbeweglich. Er wartete. Und allmählich wurde es ruhig auf dem Markt. Gehring zog die Augenbrauen zusammen und darüber lachte keiner mehr. Denn nun blickte er nicht über, sondern in die Menge. Ohne Hast ließ er seinen Blick über die Gesichter wandern und suchte die Augen. Und wen er auf diese Weise durchdringend ansah, der senkte die Lider und wusste wieder, dass dort oben der Ratsherr Gehring stand.

Jetzt war es so still auf dem Markt, dass man das Gurren der Tauben auf dem Brothaus hörte. Gehring wartete und die Stille drang in das Bewusstsein jedes Einzelnen. Und dann sprach Gehring. Er sprach langsam und seine Stimme hallte über den Markt.

»Ihr armen Lodweber!«

Verblüfft starrten die Loder zu ihm hinauf. Und dann folgte etwas noch Erstaunlicheres. Der Ratsherr rief: »Euer Meister Kratzer ist ein braver Mann!«

Während die Loder diesem Satz hinterherlauschten, hörten sie noch einmal: »Ja, euer Meister Kratzer ist ein braver Mann.« Und es lag eine seltsame Betonung auf dem »euer«.

»Alle mögt ihr euren Meister Kratzer«, fuhr der Ratsherr fort und er machte zwischen den Sätzen merkliche Pausen. »Ihr ehrt und achtet ihn. – Denn ihr wisst, dass er ein ehrlicher Meister ist. – Nie habt ihr Streit mit eurem Meister Kratzer. – Er ist bescheiden und fromm. – Im ganzen Loderhandwerk ist euer Meister Kratzer beliebt.«

Von dort, wo die Gesellen standen, rief jemand: »Dann gebt ihn doch frei!« Aber es war ein einzelner, dünner Ruf. Und er verklang, ohne dass ihn einer der Loder aufnahm.

Der Ratsherr schien nichts gehört zu haben; er sah nicht in die Richtung, woher der Ruf gekommen war.

»Jeder von euch liebt den Meister Kratzer. – Jeder Einzelne von euch würde sich für ihn in Stücke reißen lassen.«

Vom Brothaus kam das Echo: »… reißen lassen.« Martin sah, dass Fendt und Linck einen Blick wechselten.

»Ja, ihr tut recht daran«, erscholl es vom Erkerfenster. »Ihr tut recht daran, wenn ihr für den Meister Kratzer auf den Markt geht. – Ihr tut recht daran, wenn ihr die Gefahren nicht achtet. – Ihr tut es für den Meister Kratzer. – Und wenn dann die Kriegsknechte mit Musketen auf euch schießen, dann wisst ihr: Für den Meister Kratzer vergießt ihr euer Blut. – Und wenn ihr Frauen vor euren toten Männern kniet, dann wisst ihr: Für den Meister Kratzer seid ihr zu Witwen geworden.«

»Auweh«, sagte Linck, und Martin sah, dass er auf der Unterlippe kaute.

»Hast schon wieder Schiss?«, fragte Fendt, aber seine Stimme schwankte.

Martin sagte schnell: »Habt Ihr jemanden aus dem Rathaus weggehen sehen? – Nein. Sie können die Kriegsknechte also nicht alarmiert haben.«

»Das ist wahr«, murmelte Linck. »Trotzdem …« Und er kaute auf der Unterlippe.

Mit erhobener Stimme fuhr der Ratsherr fort: »Lodweber! Ich frage euch: Ist euch das der Kratzer wert? – Ist er es wert«, die Stimme des Ratsherrn lag jetzt wie Donnergrollen über dem Markt, »wenn jeder zehnte Meister aus der Stadt gejagt wird? – Jeder zehnte Meister! Ausgezählt nach der Handwerksrolle.«

»Auweh«, sagte Linck wieder. Er kaute nicht mehr. Stattdessen suchten seine Augen den Durchgang zwischen Rathaus und Kanzleigebäude.

Und Fendt sagte, wobei er es vermied, Martin anzusehen: »Das kriegen die fertig. Also, wenn das so ist …« Er schwieg und rückte unruhig die Schultern.

Auf dem ganzen Markt war es unruhig geworden. Ein dumpfes Raunen lag in der Luft, und Martin sah, dass die Menge sich bewegte, wie ein Teich, über den ein heftiger Windstoß gefahren war. Noch standen sie, die Loder. Aber sie drehten die Köpfe den Nachbarn zu oder auch dorthin, wo Gassen vom Platz führten. Martin war die Sicht dorthin versperrt. Aber er sah sie vor sich, die kleinen Grüppchen, die sich durch die Gassen davonmachten. »Oh, bleibt stehn! Kehrt um! Bleibt stehn!«, betete er inbrünstig. »Oh, verdammte Scheiße, bleibt stehn.«

Margret sah ihn an, die Augen dunkel vor Verzweiflung … Was konnte er tun? Wie die Loder aufhalten?– Schreien. Schreien und sie im Rufen wieder zusammenbringen. Diesem Tier dort oben ins Gesicht schreien, mitten ins Gesicht …

Da erblickte ihn der Ratsherr. Nein. Er blickte nicht ihn an, sondern sah über ihn hinweg, sah zur »Krone« und das Gesicht des Ratsherrn leuchtete auf.

Martin drehte den Kopf, gewahrte das offene Fenster, und er erkannte sie, die uralte Frau dort oben.

»Lodweber!«, schrie der Ratsherr. »Lodweber! Hört mir zu!« Und als Ruhe eingekehrt war: »Jeder zehnte Meister, ihr habt es gehört. Jeder zehnte Meister. Aber wir jagen sie nicht aus der Stadt. O nein.« Er hielt inne. Dann schrie er: »Wir werden mit euch abfahren!

Wir werden euch traktieren, wie ihr’s verdient! Die alten Zeiten werden wiederkommen! – Dort! Dort, schaut hin!« Und sein Arm stieß zur »Krone«. »Seht ihr sie? – Sie ist mein Zeuge. Sie kann bezeugen, wie wir mit euch abfahren.« Und er hielt den Arm ausgestreckt.

Die Stille dauerte genauso lange, wie die Loder brauchten, um die Köpfe zu drehen und zu begreifen.

»Die Hollin!«, kreischte eine Stimme.

»Die Hollin! Die Hollin!«, schrien die Loder. Und in ihren Augen stand: Flucht! Weg hier! Weg von der Hexe. Weg vom Ratsherrn. Weg vom Markt. Sie drängten und drückten, schoben und stießen. Weg hier! Rettet euch! Und die Menge geriet ins Fließen, strömte vom Platz und riss mit sich fort, wer nicht begriff oder zu langsam war. Der Markt lief aus wie ein Mühlteich bei hochgezogenem Wehr.

Martin stand wie gelähmt. Er sah, wie Linck davonstürzte, wild mit den Armen rudernd, er sah Fendts aschgraues Gesicht, Davids weit aufgerissene Augen, und er sah das bleiche, aber seltsam ruhige Gesicht Margrets.

Was er nun tat, tat er mechanisch und ohne nachzudenken. Aber er tat es schnell und genau, als hätte er es geplant. Zielstrebig, die Arme nach vorne gerichtet, drängte er sich auf kürzestem Weg zur Rathausmauer, schob sich an der Mauer entlang, hinunter zum Markt, an den beiden Wachen vorbei, bis zum Prellstein. Ein Sprung, und er ragte zwei Fuß* über die wogende Menge. Und er schrie: »Loder! Bleibt stehn!«

Er schrie, dass ihm der Kopf zu zerspringen drohte: »Loder! Stehen bleiben!« Wieder und wieder schrie er es. Er sah, dass die Loder in seiner Nähe anhielten, sich umwandten und zu ihm hinblickten. Er ließ nicht ab, unentwegt schrie er. Und er sah, dass Gesellen in seine Richtung drängten. Aber dann sah er, wie sie plötzlich die Köpfe hoben und nach oben starrten. Und nun hörte er sie auch, die Stimme, die er kannte und hasste.

»Wache! Festnehmen! Festnehmen!«

Und Martin schrie. Dann fühlte er sich gepackt, vom Stein heruntergerissen, und dann explodierte etwas in seinem Kopf und es wurde dunkel.

Martin kommt in der Fronfeste wieder zu sich. Und er macht sich klar: Er hat das Schlimmste zu erwarten. Was immer das sein wird – er nimmt sich vor, standhaft zu bleiben.

Dann sitzt er in der Ainunger-Kanzlei und Gehring verhört ihn.

»**D**u warst der Rädelsführer«, stellte Gehring fest. Er sagte es ohne besondere Betonung. »Wir können dich hinrichten.«

Martin schwieg. Er dachte: Was heißt »können«? Die werden es tun! – Was redet der Kerl da eigentlich? Was ist das überhaupt für ein Verhör? Glaubt der, er kriegt mich auf die sanfte Tour? – Wie er dort steht! Hat ein Gesicht und einen weißen Bart und sieht aus wie ein Mensch. Aber er wird mich foltern lassen und hinrichten.

»Schade«, seufzte Gehring nun wieder. »Schade um dich. Du hättest es zu was bringen können. Schade, dass du dich auf die falsche Seite geschlagen hast.«

Martin sah Gehring in das Gesicht. Er dachte: Das passt dir nicht, du Tier, was? Das passt dir nicht, wenn einer nicht vor dir winselt. Und so einer ist natürlich auf der »falschen Seite«. – Nein, nicht mit mir.

Und er sagte: »Ich bin ein Geselle. Ich bin keine von Euren speichelleckenden Kreaturen.«

Gehring lächelte. »Willst du mich reizen? Das kitzelt dich wohl, wenn du den Helden spielen kannst, was?– Aber dazu werde ich dir keine Gelegenheit geben. – Im Übrigen«, setzte er hinzu und jetzt lächelte er nicht mehr, »dürfte es nicht schwer sein, auch aus dir eine speichelleckende Kreatur zu machen. Du wirst noch ganz anderes als Speichel lecken. Und du wirst es gerne tun. Du wirst herumlaufen und ein anderer Mensch sein. Du wirst uns gehören, mit Leib und Seele.« Nachdenklich sah er auf Martin. »Das könnte mich sogar reizen …«

Was hat er vor?, dachte Martin. Will er mich zum Herrenliebchen machen? Zu einem lebenden Beweis, dass den Herren alles gelingt? Dass sie, wenn sie nur wollen, auch einen verstockten Gesellen in eine Kreatur verwandeln können, die ihnen freudig dient? Zum ersten Mal an diesem Tag bekam Martin Angst. Er presste die Lippen aufeinander.

»Aha«, sagte Gehring zufrieden. »Das hat also gewirkt.« Er richtete sich auf und ging zu seinem Stuhl. »Aber es lohnt der Mühe nicht«, sagte er, während er sich setzte. »Mit dir hab ich anderes vor.« Er lehnte sich zurück. »Ich werde offen mit dir reden.« Und mit einem spöttischen Lächeln: »Offenheit gegen Offenheit sozusagen. Und du wirst ohnehin keine Gelegenheit haben, davon Gebrauch zu machen.«

Jetzt kommt's, dachte Martin. Jetzt will er wissen, wie die Sache geplant worden ist und wer dabei war. Aber du sagst nichts. Hörst du? Und lass dir nicht noch mal Angst einjagen. Die Freude machst du ihm nicht noch mal. Wenigstens heute nicht.

Gehring hatte die Hände gefaltet. »Ich habe einiges Nachdenken auf deinen Fall verwenden müssen«, sagte er. »Dein Verbrechen ist todeswürdig, ohne Frage. Auch ein rückhaltloses und befriedigendes Geständnis kann dich nicht retten. Du verdienst den Galgen.« Er machte eine Pause.

Martin merkte plötzlich, dass er schwitzte. Da hast du's, dachte er. Gleich wirst du auch noch anfangen zu zittern. Kapierst du langsam, was das »Schlimmste« ist? Der Galgen. Begreifst du endlich, was los ist? An den Galgen wollen sie dich bringen. – Nimm dich zusammen. Lass dir nichts anmerken. Pass auf deine Hände auf. Er legte sie mit ausgestreckten Fingern auf seine Oberschenkel.

»Den Galgen also«, fuhr Gehring fort und sah auf Martins Hände. Er lächelte. »Nur: Das passt mir ganz und gar nicht.«

Mit Mühe konnte Martin verhindern, dass sich seine Hände verkrampften. Nicht den Galgen?, dachte er. Aber dann … er will mich aufs Rad bringen. Ihm wurde eiskalt.

Jetzt lächelte Gehring breit. »Das passt mir alles ganz und gar nicht. – Nein, für dich habe ich mir etwas anderes ausgedacht.«

Martin saß stumm und steif.

»Aus bestimmten Gründen«, sagte Gehring, »halte ich es für zweckmäßig, dich ohne viel Federlesens aus der Stadt zu jagen.«

Gehring begründet seine Entscheidung: Was die Lodweber da gemacht hatten, sei nur ein angstvolles Zusammenlaufen und ein panisches Davonlaufen gewesen. Er, Gehring, denke gar nicht daran, ihnen nachträglich einzublasen, sie hätten einen regelrechten Aufstand zuwege gebracht. Deshalb lasse er Martin nicht hinrichten. Dann erst nämlich gebe es einen Rädelsführer. Und einen Märtyrer dazu.

Martin wird in die Fronfeste zurückgebracht. Stunden später erscheint ein Knecht mit Martins Sachen – er soll aus der Stadt geschafft werden. Martin möchte von Kratzer Abschied nehmen. Er überlässt dem Knecht seine Habseligkeiten und der bringt ihn dafür in das Verlies des Alten.

Martin bückte sich und trat in das Gewölbe. Vor ihm stand ein alter Mann, der ihn erstaunt ansah und dann über die Schulter hinweg sagte: »Es ist gar nicht der Pfarrer! Einen jungen Burschen haben sie zu uns gesperrt!«

»Martin! Der Martin ist's. Das ist eine Freud. Aber warum haben sie dich zu mir getan? … Komm, setz dich her … So eine Freude! Dass ich dich noch mal seh!«

Martin hatte sich vorgenommen, sich nichts anmerken zu lassen. Doch als er jetzt vor Kratzer stand, konnte er nicht anders: Er starrte entsetzt auf die beiden blutigen Klumpen.

»Ja«, sagte Kratzer, »die haben ganze Arbeit geleistet … Komm, setz dich her …«

Martin hockte sich nieder und sah dem Alten ins Gesicht. »Ja, hier bin ich …«, brachte er mühsam hervor. Dann versagte seine Stimme und Tränen liefen über seine Wangen.

»Nun, nun, Bub … so ist das halt … Komm, sag erst mal, warum du hier bist. Wollen sie dich zusammen mit mir …?«

Martin schüttelte den Kopf. »Nein. Ich werd aus der Stadt geschafft. Und den Knecht hab ich bestochen … wir haben eine Stunde.«

»Du kommst frei …? Du kommst wirklich frei? – Er kommt frei! Hast's gehört, Moll?«

»Ja, ich hab's gehört.« Moll setzte sich Martin gegenüber. »Aber, Kratzer, ich weiß nicht, ob's gut für dich ist, wenn du so viel redest.«

»Doch, das ist gut. Ich spür jetzt fast nichts … Martin, das ist der Moll. Der passt auf mich auf. Wenn ich den nicht hätt … Aber jetzt erzähl. Ein wenig wissen wir schon. Wie ist das alles gekommen? Und was ist mit der Margret?«

»Die ist daheim … das heißt …« Martin stockte. »O verdammt. Da hab ich noch gar nicht dran gedacht. Kann sein, dass sie auch festgesetzt worden ist.«

»Glaub ich nicht.« Moll schüttelte beruhigend den Kopf. »Als die Knechte dich heruntergeschafft haben, da haben sie gesagt, sie hätten nur dich gekriegt.«

Kratzer nickte. »Hab ich auch gehört. – Jetzt erzähl, Martin. Ich möcht alles wissen. Und ich will's von dir wissen. Wenn's nicht zu spät wär … ich glaub, ich könnt auf meine alten Tage von dir noch was lernen … Ich möcht alles wissen.«

Martin wischte sich die Augen. Und dann begann er zu berichten. Er wollte knapp die Ereignisse schildern, aber nach einer Weile unterbrach ihn Kratzer. »Martin, ich möcht's genau wissen. Wir haben Zeit. Schau, die Loder sind auf den Markt gezogen. Das ist eine große Sache – nicht weil's um mich ging. Aber es hilft mir, wenn ich davon höre. Weißt du, ich möcht so eine Art Abschluss in mein Leben bringen, wenn du verstehst, was ich meine. Deshalb ist für mich wichtig, dass du genau erzählst. Und sag mir auch, warum du oder die Margret oder andere das oder jenes getan haben. Oder nicht getan haben. Wir haben eine Stunde Zeit, hast du gesagt. Also erzähl's genau.«

Und das tat Martin.

Als er fertig war, herrschte Schweigen. Kratzer sah ihn ernst an. Dann sagte er: »Martin, ich kann mir die Antwort schon denken, nach dem, was du erzählt hast. Ich frag aber trotzdem: Du hast das nicht alles deswegen getan, weil du glaubst, du hast mich hierher gebracht? Ich mein, weil du auf das Einnähen der Siegel gekommen bist?«

»Nein«, sagte Martin. Und er wiederholte entschieden: »Nein! – Am Anfang hab ich so ein Gefühl gehabt. Aber bald hab ich gewusst: Die Herren haben dich hierher gebracht. Niemand sonst.«

Kratzer nickte. »Gut. Anders wär's schlimm. – Soll ich dir was sagen? Als ich gehört hab, wie sie dich den Gang runtergeschleift haben, da hab ich gedacht: Jetzt hast du den Bub mit deiner Fälscherei ins Unglück gebracht. Das hab ich gedacht. Aber nur einen Augenblick lang.« Er lächelte schwach. »Ich lern wirklich noch dazu auf meine alten Tage. Früher hätt ich nicht verstanden, dass das mit zum Plan der Herren gehört: Wir sollen denken, dass wir an unserem Unglück selbst schuld sind. – Na ja, so richtig nach Plan geht's ja auch nicht. Ein Meister, der mit Weib und Kind hungert, der weiß halt, wer dran schuld ist.« Nachdenklich hielt er inne.

Dann sagte er: »Auch sonst hab ich dazugelernt. Früher hätt ich mich gefreut, dass meine lieben Mitmeister jetzt zitternd daheim hocken und warten, dass sie geholt werden. Jetzt mein ich, dass es ein Unglück ist. – Was glaubst du, Martin: Wird der Rat mit einem Strafgericht über das Handwerk kommen?«

Martin dachte nach. »Nein«, sagte er dann. »Nach allem, was der Gehring gesagt hat … der ist restlos zufrieden.« Und bitter fügte er hinzu: »Die Meister werden sich ein paar Wochen in ihre Häuser verkriechen und dann geht's wieder los. Dann liegen sie sich wieder in der Wolle. Und sie werden weniger denn je zusammenhalten.«

»Ja, es ist schlimm mit den Meistern.« Kratzer schloss die Augen. »Aber, Martin … Moll, gibst du mir was zu trinken?«, unterbrach er

sich. »Jetzt merk ich doch, wie mich das Reden anstrengt. Aber ich muss das noch sagen.« Moll setzte den Wasserkrug an Kratzers Lippen. »So, nun geht's wieder«, sagte Kratzer. »Also, Martin, was ich sagen wollt: Schlimm ist's, dass die Meister so zerstritten sind. Aber verständlich ist's auch. Die Zeiten sind vorbei, wo jeder Meister sein Auskommen gehabt hat. Heut sieht der Meister im Mitmeister einen Feind, der ihm die Aufträge wegschnappt. Und da kann's keinen Zusammenhalt geben.«

Der Alte machte eine Pause und ruhte sich aus. »Nimm mich zum Beispiel«, fuhr er dann fort. »Ich bin … war so ein richtiger Meister. Mein Lebtag hab ich nur geschaut, dass ich mich durchgewurstelt hab. Jeder ist sich selbst der Nächste, hab ich gedacht. Und so hab ich all die Zeit nur für mich gekämpft. Ich kann noch nicht mal sagen, dass ich schlecht dabei gefahren bin. Zwar war ich oft in Schwierigkeiten, aber ich hab mich immer rauswinden können. Du bist ein Fuchs, hab ich gedacht, du schaffst das schon. – Heut weiß ich: Ich hab Glück gehabt. Nur durch Zufall bin ich so lang ungeschoren geblieben. Einmal hat's so kommen müssen, wie's jetzt kommt.«

Der Alte schloss die Augen. Sein Atem ging ruhig und gleichmäßig. Dann sah er Martin an. »Es ist bitter, Martin, dass ich das alles jetzt erst begreif, wo's zu spät ist. Ich weiß: Ich hätt meine Findigkeit nicht nur für mich brauchen dürfen. Ich hätt sie auch für andere brauchen sollen. Man muss dafür kämpfen, dass es nicht nur Glück ist, wenn einer sein Leben lang ungeschoren bleibt, sondern die Regel. Dafür hätt ich kämpfen sollen mit meiner Findigkeit. Ich weiß jetzt: Wer für etwas kämpft, was allen zugute kommt, der tut das nicht nur für andere, sondern auch und gerade für sich. Das liegt so klar auf der Hand, dass ich mich wunder, warum ich's vergessen hab. Denn in jungen Jahren hab ich's mal gewusst.«

Der Alte schwieg und sah Martin sinnend an. Plötzlich lächelte er. »Weißt du, Martin, als du das erste Mal in die Werkstatt gekommen bist, der David hat dich gebracht, da hast du dir gleich den Stuhl angesehen. Und dann hast du ein Gesicht gezogen, als hättst du

Essig getrunken. Zur Strafe hab ich dich auf acht Kreuzer runtergehandelt. Ich hab gedacht: Der bleibt eh nicht lang. Und dann ist's ganz anders gekommen … Ich bin froh, dass ich dich gekannt hab, Martin. Ich hab gern mit dir gearbeitet und geredet …« Er schwieg wieder und sann vor sich hin.

Martin sah ihn an. Er sah das hagere Gesicht, die Falten um Mund und Augen, die zerfurchte Stirn. Er sah das Gesicht eines Menschen, der ein langes Leben hinter sich hatte, der immer hart gearbeitet, der gehungert, der Leid und Elend erlebt und gesehen hatte. Es war ein altes Gesicht. Gleichzeitig aber war es jung. Das Alter hatte es nicht verhärten lassen, es war beweglich geblieben. Martin sah, wie die Stirn sich runzelte, die Augenbrauen sich hoben, das Gesicht jetzt lächelte. Eine Welle von Zärtlichkeit durchflutete Martin. Er erhob sich, zögerte, kniete dann aber vor dem Alten nieder und legte ihm die Hand auf die Stirn.

»Ich hab dich gern, Martin«, sagte der Alte und schloss die Augen. »Weißt du, in meinem Leben hab ich eigentlich nur die Margret und dich gern gehabt. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber es ist wahr. Mein Weib … wir sind uns immer fremd geblieben. Sie war halt da und hat gearbeitet und hat Kinder gekriegt, aber ich hab nie richtig mit ihr geredet. Ich hab auch nicht über sie nachgedacht. Die hat's nicht leicht gehabt … nein, wirklich nicht. Das würd ich jetzt auch anders machen … Dass sie in ihrer Kammer liegt und nichts mehr hört und sieht … ich glaub, sie hat einfach nicht mehr gewollt. Sie hat sich hingelegt und ist krank geworden. Sie hat sich nicht anders zu helfen gewusst … Ja, so war's wohl. Und der Christian …«

Er hielt inne, und Martin spürte, wie sich die Stirn unter seiner Hand runzelte. »… mit dem hab ich, glaub ich, auch was falsch gemacht.« Er öffnete die Augen. »Martin, du hast vorhin nicht drüber gesprochen, aber ich denk darüber nach, seit sie mich von daheim geholt haben – die Loden sind nicht durch Zufall gefunden worden, stimmt's?«

Martin nickte.

»Und der Christian hat mich verraten? – Sag's mir, ich hab ein Recht drauf.«

Martin nickte wieder.

»Ich hab's mir gedacht. Er ist ins Haus gegangen, nachdem ich ihn verdroschen hab … Ja, so hat's kommen müssen. Und ich trag meinen Teil Schuld daran … Er hat mich gehasst. Wenn er gekonnt hätt, er hätt mich ermordet. … Moll, den Krug …« Der Alte trank. Darauf lag er eine Weile still.

»Als der Christian ein Bub war«, sagte er dann, »da ist er mal krank gewesen. Es war schlimm. Und danach hat er seine Froschaugen gekriegt und war auch sonst verändert. Bei jeder Kleinigkeit ist er wütend geworden, ist nicht ruhig bei der Arbeit gesessen, sondern hat sich auf der Gasse herumgetrieben. Ich hab gedacht: Was soll aus dem Bub werden, wenn er das Arbeiten nicht lernt? – Also hab ich ihn geschlagen. Aber es ist immer schlimmer geworden mit ihm und ich hab ihn immer häufiger schlagen müssen. Ich war ganz verzweifelt, dass ich einen solch missratenen Sohn hab. Ich hab ihn geprügelt, solang er bei mir in der Lehre war. Wie er aus dem Haus gegangen ist, hab ich mich nicht mehr mit ihm abgegeben. Und hier im Loch ist mir dann seine Krankheit wieder eingefallen. Und ich denk mir jetzt, dass die ihn verändert hat. Aber darauf bin ich früher nicht gekommen und so hab ich ihn zum Duckmäuser geschlagen … Der arme Hund.«

Martin sagte zögernd: »Aber … aber an die Herren hätt er dich nicht verraten dürfen.«

»Ich nehm's ihm nicht übel, Martin. Er hat mich hassen müssen. Außerdem: Stell dir mal vor, was der arme Hund leiden wird. Er hat seinen Vater auf den Richtplatz gebracht. Das ist was anderes, als mir im Suff oder in der Wut ans Leder zu gehen.«

»Das ist wahr«, sagte Martin.

»Siehst du? Wenn der eine Strafe verdient, ist er genug gestraft. – Würd ich leben bleiben, dann würd ich versuchen, anders mit ihm umzugehen … Ich würd überhaupt versuchen, einiges anders zu

machen …« Plötzlich hob er den Kopf und lauschte. (…) »Martin, wir müssen uns eilen. Der Knecht wird dich gleich rausbringen wollen.– Komm hierher, zu mir.«

Martin hockte sich vor dem Alten nieder und der sah ihn liebevoll an. »Herrgott, Martin! Bin ich froh, dass du davonkommst … Jetzt hör zu: Wegen der Margret und dir … ich hätt gern …« Er schwieg. »Nein«, sagte er plötzlich. »Das ist jetzt allein eure Sache. Ich werd nicht mehr sein, und ihr müsst tun, was ihr für richtig haltet. Ihr werdet genau das tun, was das Beste für euch ist – ich weiß es. Und die Margret … um die ist mir nicht bang. Die weiß, was sie will. Die lässt sich nicht unterkriegen. Nur … aber ich werd sie ja sehen. Ich werd noch lang mit ihr reden können … das wird mir gut tun …« Sein Gesicht war ruhig und entspannt. »Schön wär's gewesen, wenn ich mit euch beiden noch ein wenig hätt leben können …«

Martin legte die Hand vor die Augen.

»Nicht, Martin. – Schau, ich fühl jetzt einen richtigen Frieden in mir … musst nicht traurig sein. Ich weiß nicht, wie's ganz zuletzt sein wird, aber jetzt bin ich ruhig. Das hilft dir vielleicht …«

Martin nickte. Dann sah er dem Alten fest in die Augen. »Vater …«, sagte er, »ich möcht dich noch um was bitten, Vater.«

Der Alte lächelte. »Nur zu, Bub.«

»Wenn sie dich heimschaffen für die letzten Tage, Vater, sagst du der Margret …« Martin stockte und drehte den Kopf zur Tür. Der Knecht kam herein.

»Auf!«, sagte er zu Martin. »Wir müssen los. Wenn dich doch noch einer erwischt hier unten, dann sind wir beide dran. – Die Zeit ist sowieso fast um. – Los, komm.«

»Augenblick noch.« Martin wandte sich dem Alten zu. »Richtest du der Margret aus, dass ich …« Er beugte sich vor und flüsterte.

Der Alte lauschte. »Ich richt's ihr aus, Martin, du kannst dich drauf verlassen. – So, Bub. Jetzt musst du gehn. Er hat Recht: Wenn sie dich hier unten erwischen, überlegen sie sich's vielleicht anders mit

dir. – Komm, gib mir die Hand … da, die rechte, die kannst du nehmen. Mit der spür ich wieder … So, und jetzt geh, Bub. – Vielleicht sehn wir uns wieder … möglich, dass es einen Himmel für uns arme Leut gibt, wo die Herren nicht das Sagen haben … kann auch sein, dass ich in die Hölle muss … dann schau zu, Bub, dass du auch dorthin kommst …«

Bevor der Knecht die Türe schloss, warf Martin noch einen Blick zurück. Der Alte nickte ihm lächelnd zu. Und so behielt ihn Martin in Erinnerung.

Der Rat hat das Urteil über Kratzer gefällt, und nun ist der »endliche Rechtstag« gekommen: Man hält Gericht über Kratzer, das heißt: Er wird gerichtet. Der Ablauf ist genau festgelegt. Es beginnt damit, dass der Verurteilte, und sei er noch so von der Folter gezeichnet, auf dem Markt am Pranger ausgestellt wird.

Die folgende halbe Stunde schien sich ins Endlose zu dehnen. David starrte hinüber zum Pranger, dann wieder auf die Turmuhr und betete um das Wunder, das die Zeiger auf die volle zehnte Stunde schnellen ließ. Einige Male drohte der Alte umzukippen, aber entweder fing er sich selbst wieder oder das Halseisen hielt ihn – David konnte es von seinem Platz aus nicht erkennen. Durch die Menge ging dann jedes Mal ein Aufstöhnen. »Leiden die Leute mit?«, fragte er sich. »Oder sind sie einfach gespannt, ob er durchhält?« Er wusste es nicht, war aber im Augenblick mit der Welt so zerfallen, dass er den Leuten nur Sensationsgier unterstellte.

Endlich erscholl vom Wendelstein die »gewöhnliche« Glocke – der Rechtstag war eröffnet. Nach etwa zehn Minuten wurde das Erkerfenster am Rathaus aufgestoßen und der Ammann zeigte sich. Er sah zum Wendelstein hinauf und schwenkte weit ausholend seinen Arm. Fast im gleichen Augenblick setzte das atemlos-abgehackte Gebimmel der Sturmglocke ein. Für die Wachknechte am Pranger war dies das Zeichen, den Alten vom Halseisen zu befreien und wieder auf den Karren zu laden.

Langsam bewegte sich das Fuhrwerk über den Markt. Vorweg ritten drei Knechte und schafften Platz, zwei Berittene folgten dem Karren. Dicht hinter ihnen schloss sich die Menge wieder. Vor dem Rathausaufgang zerrten die Knechte den Alten vom Karren. Zähneknirschend vor Wut und Entsetzen sah David, wie schonungslos sie ihn die Stiege hinaufschleppten.

Die Sturmglocke schwieg.

Dann sah er Margret; sie stand verloren neben dem Karren. Jetzt, dachte er, jetzt muss ich zu ihr. So schnell es ging, schob er sich durch die Menge.

Margret sah David, bevor er bei ihr war. Dann nahm sie seine Hand. »Margret«, begann er, »ich …« Sie schüttelte stumm den Kopf, aber seine Hand ließ sie nicht los. Schweigend warteten sie. Mehr als eine Viertelstunde verging, bis der Ratsschreiber Heidenreich das Fenster im Erker öffnete. Auf dem Markt wurde es still. Heidenreich entfaltete ein Papier, ließ noch einige Zeit verstreichen und begann dann mit lauter Stimme zu lesen:

»Es ist zu vermerken, dass der Arme, hier zugegen, Jörg Kratzer, Loder, in eines Ehrsamen Rates Gefängnis vor den Herren Rats-Ainungern in gütlicher und strenger Befragung hernach er auch auf gütliches Vorhalten bekannt und gestanden hat, wie folgt:

Zum Ersten hat er vor fünfundzwanzig Jahren das Blatt zu schmal geführt und einen falschen Loden zum Zeichnen gebracht, wofür ihn der Rat gestraft und ihm von den Zeichenmeistern das Handwerk für ein Jahr verboten worden ist.

Zum anderen hat er mit Mal-Zeichen allerlei verderblichen Missbrauch getrieben.

Zum Dritten Schlick- und andere verbotene Wolle gearbeitet.

Zum Vierten hat er zwanzig Jahre lang jährlich an vier oder fünf solch verbotener Loden gemacht. Und weil er besorgt, er werde mit jenen Loden vor den verordneten Zeichenmeistern nicht bestehen, so hat er von ellenweise ausgeschnittenen Loden die Blei-Siegel genommen, diese aufgetan, an seine falschen Tücher gemacht und wieder zugeschlagen, welches er zwanzig Jahre lang getrieben und in solcher Zeit zum wenigsten einhundert Loden also gefälscht hat. Solche unrechten Loden hat er den Faktoren wie auch hiesigen Bürgern zugestellt und also Land und Leute damit betrogen und der Stadt und dem ganzen Handwerk einen merklichen Schaden getan.

Zum Fünften endlich hat er im letztvergangenen Vierteljahr die Blei-Siegel mit sonderbarer Geschicklichkeit angenäht, also dass sich

zum wenigsten sieben so gefälschte Loden bei den Faktoren gefunden haben mögen.

Hierauf hat ein Ehrsamer Rat dieser des Heiligen Reiches Stadt Nördlingen, vermöge gemeinen, niedergeschriebenen Kaiserlichen Rechtes und des Heiligen Reiches Peinlicher Halsgerichtsordnung*, endlich mit Urteil zu Recht erkannt:

dass er, solcher seiner bösen und schweren Missetaten halber, das Leben verwirkt und deswegen durch den Nachrichter gefangen und gebunden auf die öffentliche Hauptstatt geführt und daselbsten mit dem Schwert vom Leben zum Tode – ihm zur wohlverschuldeten Strafe und anderen zum abscheulichen Exempel, sich vor dergleichen und anderer Missetaten zu hüten – gerichtet werden soll, damit männiglich vor ihm sicher sein und bleiben möge.«

Der Ratsschreiber faltete das Papier zusammen und schloss das Fenster.

Auf dem Markt wurde es laut. Erregt besprachen die Menschen, was sie gehört hatten.

Jawohl, ihr Hornochsen, dachte David. Macht’s euch nur klar, dass ein jeder von euch an der Stelle vom Alten sein könnt. Ob Loder oder keiner.

Oben auf der Stiege erschien ein Büttel. »Der Meister soll heraufkommen.«

Gemächlich stieg Meister Pfolmer die Stufen empor. Sein Gehilfe folgte.

Jetzt ist’s endgültig, dachte David. Jetzt legt er die Hand auf den Alten und dann gehört er ihm.

Martin hat sich geschworen, Kratzers Hinrichtung mit anzusehen. Doch droht ihm der Galgen oder das Rad, falls er in der Nähe Nördlingens erwischt wird. Aber es gibt eine Stelle vor der Stadt, von wo aus die Richtstätte am Reimlinger Tor gut zu sehen ist. Diese Stelle befindet sich zwar noch auf Nördlinger Gebiet, aber hier ist er einigermaßen sicher. Oder doch nicht?

Martin richtete sich plötzlich auf und blickte sich um. Wenn es der Zufall wollte, war doch jemand auf den Feldern unterwegs. Und hier droben durfte er keinesfalls gesehen werden, er würde unweigerlich Verdacht erregen. Denn wer setzte sich schon freiwillig unter den Galgen? Martin stand auf und legte sich auf die nasse Erde. Sofort spürte er die kalte Feuchtigkeit an Ellenbogen und Bauch. Aber das war nicht zu ändern und lange würde er hier nicht zu liegen brauchen. Er blickte zum Reimlinger Tor.

Ja, dort kamen sie, zuerst nur tröpfchenweise, dann aber im ununterbrochenen Strom. Wie ein Zug Ameisen bewegten sie sich auf die Richtstätte zu und umschlossen sie mit dichtem Gewimmel.

Martin behielt das Vorwerk im Auge. Und richtig: Der Zuschauerstrom brach plötzlich ab, vermutlich hielt ihn die Torwache zurück, und dann zeigten sich Reiter. Drei oder vier in einer Gruppe vorweg, dahinter, einen Daumenbreit abgesetzt, noch eine Gruppe, und jetzt … jetzt tauchte der Karren auf.

Angespannt versuchte Martin, Einzelheiten auszumachen. Der Karrenknecht, auf einem der beiden Pferde sitzend, war deutlich zu sehen. Der Blick auf die Ladefläche dagegen war versperrt: Neben dem Karren gingen die Wachknechte – ihre Helme hoben sich als helle Punkte ab – und dazwischen zwei kleinere Gestalten, eine davon unzweifelhaft eine Frau. Martin ahnte, wer sie war, und er spürte, wie sein Herz klopfte. Aber nun blieb einer der Knechte etwas zurück und Martin sah ihn. Ja – das musste er sein. Aufrecht sitzend. – Aber auf dem schwankenden Karren … Diese Schweine!

Sie hatten ihn festbinden lassen. Damit ihn nur ja alle Leute sehen konnten. Sie ließen ihn nicht etwa liegen, nein, sie zeigten ihn. »Schaut her, so sieht einer aus, nachdem er sich mit uns angelegt hat.«

Unverwandt starrte Martin auf die winzige Gestalt auf dem Karren. Plötzlich schob sich ein Bild dazwischen – das Bild aus der Fronfeste, wie der Alte ihm lächelnd zugenickt hatte. Martin schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Nein! Das wollte er jetzt nicht sehen. Der Alte fühlte sich nicht ruhig und friedvoll dort auf dem Karren. Er litt, Martin wusste es. Jetzt war nicht die Stunde, sich mit friedlichen Bildern einzulullen. Jetzt wollte er beobachten, ganz genau, und nichts vergessen von dem, was er sah.

Und Martin sah, dass dem Karren zwei Männer folgten, dass einer von ihnen groß und massig wirkte und dass die Reiter dahinter deutlich Abstand hielten: der Meister und sein anderer Gehilfe. Die vorderen Reiter waren inzwischen an der Richtstätte angelangt und hatten sich neben den Stufen aufgebaut. Das Fuhrwerk schwenkte vom Weg ab und tauchte in die sich um die Plattform drängende Menge. Aber Martin konnte seinen Weg weiterverfolgen; es fuhr einen leichten Bogen und hielt dann ebenfalls auf die Stufen zu. Jetzt war es durch die Reiter verdeckt.

Martin wartete. Mit einem Male wurde er sich der Stille bewusst. Die Sturmglocke war verstummt und von der Richtstätte klang kein Laut herüber. Selbst der Wind war eingeschlafen. Martin drehte den Kopf und sah hoch. Die Raben waren verschwunden. Er blickte wieder hinüber. Nichts tat sich dort.

Plötzlich durchfuhr es ihn: »Wenn ich jetzt losrenn – ich komm zu spät! Es geschieht, und es geschieht, und ich komm zu spät!« Er musste sich zwingen, nicht aufzuspringen und zu schreien. Er lag und biss auf die Knöchel der Faust, dass Blut kam. Er merkte es nicht. Er lag und weinte vor ohnmächtiger Wut. Aber ohne Unterlass starrte er hinüber zur Richtstätte.

Da – auf den Stufen bewegte sich etwas. Zwei … nein, drei Gestalten. Aber die dritte wurde getragen. Die beiden anderen trugen sie die Stufen hoch und setzten sie auf den Hocker. Die letzte Minute des Alten …

Er war jetzt nicht zu sehen; der Nachrichter und seine Gehilfen verdeckten ihn. Dann lösten sich die Gehilfen von der Gruppe und verließen die Plattform; die dunkle Gestalt des Nachrichters blieb zurück.

Und da war der Alte. Fast weiß erschien er nun, sie hatten ihm Wams und Hemd ausgezogen. Der Kopf hob sich als heller Fleck ab. Dicht neben dem Alten stand der Nachrichter.

Plötzlich trat der zurück, schien zu wachsen, schwang herum und dann war der helle Fleck verschwunden. Stattdessen war Rotes da, die sitzende Gestalt färbte sich rot und dann kippte sie …

Als der dumpfe, vielstimmige Aufschrei Martin erreichte, hatte er sein Gesicht schon in die Erde gewühlt, in die feuchte, kühle Erde. Aber der kopflose, tote Körper blieb da, und Martin schrie in die Erde, schrie sein Entsetzen heraus und wusste, er würde es nie vergessen.

Aber plötzlich erschien wieder das andere Bild, das lächelnd ihm zunickende Gesicht. Und Martin lag still, sah in dieses Gesicht und dachte: Ja, Vater, so will ich mich an dich erinnern. Aber auch das andere vergesse ich nicht. Und sie werden es zu spüren bekommen, dass ich nicht vergesse. Ich werde sie an dich erinnern. Wenn nicht diese, dann andere – Herren gibt es überall. Ich werde deinen Tod den Herren und Händlern aufrechnen. Aber nicht in Gulden und Kreuzern. Sondern so, dass es sie trifft. Dein Tod wird sie teuer zu stehen kommen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai regnet es in Strömen. Die Mauerwächter bleiben im Trockenen unter dem überdachten Wehrgang, und bei ihren Kontrollgängen denken sie an alles Mögliche, nur nicht daran, die Außenmauer der Alten Bastei zu inspizieren. So entgeht ihnen das Seil, das an einer der oberen Geschützscharten befestigt ist und bis in den Stadtgraben reicht. Das Seil ist in Abständen von zwei Fuß mit Knoten versehen und Martin kann zügig und unbeobachtet nach oben klettern.

Margret schien ruhig und gefasst. Sie hatte Martins Kleider an den Herd gehängt, ihm eines ihrer Hemden und eine Decke gegeben und dann selbst ein trockenes Hemd und ihren anderen Rock angezogen. Jetzt stand sie am Herd und kochte für Martin eine Suppe.

Er saß auf der Bank und sah ihr schweigend zu.

Plötzlich stand er auf und ging zu ihr hinüber.

»Wie geht's dir?«, fragte er.

Sie sah ihn an. »Ich weiß nicht. Ich weiß es wirklich nicht, Martin. Ich wundere mich über mich selber, dass ich so ruhig bin. Es ist alles so … als ob ich weit weg wär. Und doch nah dran. Verstehst du? – Ich schau in die Suppe und seh, wie sie kocht, wie die Blasen zerplatzen, ganz genau seh ich das. Aber mir ist, als wär ich meilenweit weg davon. Auch mich selber seh ich so. Ich seh mir sozusagen aus der Ferne beim Kochen zu. Verstehst du, was ich meine?«

Martin zögerte. »Ich seh immer das von heut Mittag …«

»Nein.« Langsam schüttelte Margret den Kopf. »So ist es nicht. – Sicher, das von heut Mittag ist immer da. Ich brauch bloß die Augen zumachen und schon seh ich's vor mir, jede Kleinigkeit. Auch wenn ich sie offen hab, ist es da. Und wie ich vorhin auf der Bastei auf dich gewartet hab, da hat's mit einem Mal so gerochen, wie draußen an der Richtstatt, nach feuchter Erde, und da bin ich um ein Haar

verrückt geworden. Ich hab das Zittern angefangen und hab mir in den Arm gebissen, dass ich nicht laut losschrei. – Aber das ist was anderes, so ist es jetzt nicht.– Schau …« Sie stockte. »Ich kann's nicht erklären. Alles um mich herum ist dort, wo es sein muss, aber auch weit weg.« Sie rührte und starrte in den Topf. Dann murmelte sie: »Heut Nachmittag war's furchtbar. Ich hab hier auf der Erde gelegen und hab geschrien. Ich hab nicht gewusst, wie ich's aushalten soll. Der David ist bei mir gewesen, aber er hat mir nicht helfen können. Niemand hätt mir da helfen können. Auch du nicht, Martin.« Sie hob den Kopf und blickte ihn mit ihren dunklen Augen fast prüfend an.

»Jetzt ist's anders«, sagte sie dann, »jetzt bin ich froh, dass du hier bist. Und ich glaub, wenn ich jetzt wieder zu zittern anfang, dann kannst du mir helfen.« Sie drehte sich ihm zu und sah ihn schweigend an.

»Ja!«, sagte sie plötzlich. »Ja! – Komm, Martin, halt mich fest. Halt mich ganz fest.«

Sie standen eng umschlungen, und jetzt spürte Martin ihre Wärme, die leichte Bewegung ihres Kopfes – er fühlte sie.

»Es ist wahr, Margret: Wir sind beide nicht mehr, wie wir waren. Aber du und ich, wir beide können einander helfen.«

Margret nickte. »Und das ist viel, Martin. Wir können einander helfen, zu leben und trotzdem nicht zu vergessen. So wollen wir es halten, Martin, und wir …« Sie hielt inne und lauschte. Vom Wendelstein wehten die Schläge der Stundenglocke herüber. »Zwölf Uhr«, sagte Margret. »Komm, Martin, wir haben nicht mehr viel Zeit. Wir müssen besprechen, wie es weitergehen soll.« Sie löste sich von ihm und wandte sich zum Herd. »Du isst jetzt deine Suppe und wir besprechen alles.«

Martin musste noch in dieser Nacht wieder verschwinden. Er durfte hier im Haus nicht entdeckt werden. Er würde nach Dinkelsbühl gehen und dort auf Margret warten, die vom Rat die Auflage erhalten hatte, die Stadt vorläufig nicht zu verlassen. Und sie

brauchte ohnehin Zeit, um das Haus und die Werkstatteinrichtung zu verkaufen.

Als Martin zu bedenken gab, dass Christian bestimmt versuchen würde, ihr Schwierigkeiten zu machen, sagte sie: »Martin, glaub mir: Mit dem werd ich fertig. Der kriegt den Stuhl nicht. Schließlich sorg ich für die Mutter.«

Margret würde sie nach Dinkelsbühl mitnehmen. In das Spital wollten sie die Mutter nicht abschieben. »Die lassen sie dort innerhalb kurzem sterben«, sagte Margret. »Und außerdem müssten wir sie dort einkaufen. Ich glaub, der Erlös für das Haus und die Werkstatt reicht dafür gar nicht.«

Sie würden zunächst in Dinkelsbühl bleiben und dann weitersehen.

»Frankfurt«, sagte Martin. »Ich würd gern wieder nach Frankfurt gehn.«

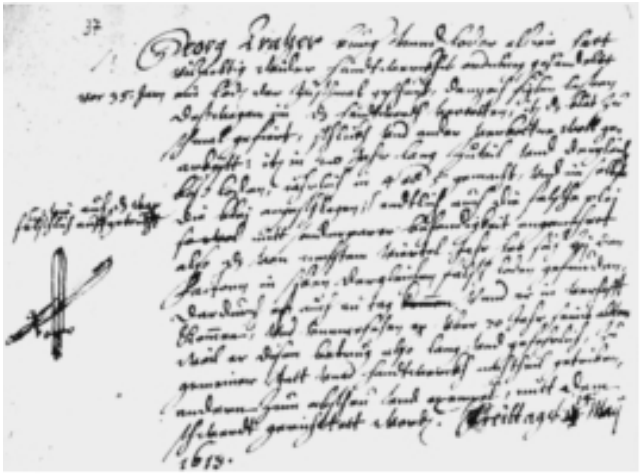
Margret nickte. »Ich geh gern mit, Martin. In einer großen Stadt ist's, glaub ich, leichter für uns, Arbeit zu finden. – Der David! Den schmeißt sein Meister bestimmt raus.«

»Er soll mit uns kommen. Und neue Arbeit findet der leichter als ich.«

Als Margret ihn fragend ansah, sagte er: »Mein Gesellenbrief. Der Gehring hat mir was Hübsches reinschreiben lassen. – Aber ich werd's schon schaffen.«

»Wir werden es schaffen.« Margret drückte sich an ihn. »Wir beide zusammen …«

Martin Wagner verließ Nördlingen am 15. Mai 1613 gegen vier Uhr morgens. Als er sich einen Weg durch die Felder suchte, um auf die Landstraße zu kommen, war es noch so dunkel, dass er die Stadt nicht sehen konnte.



Urteil gegen Georg Cratzer, Loder, vom 14. Mai 1613 (Stadtarchiv Nördlingen, Urfehdebuch 1609–1613, Fol. 37)

Glossar

Ainunger: auch Einunger. Ratsherr, der Gefangene »einvernahm«.

Blatt: Kammartiges, bewegliches Teil des Webstuhls, durch das die Längsfäden geführt und auf gleichmäßigen Abstand gehalten wurden. Zugleich schob der Weber damit die neu eingeschossenen Querfäden gegen das schon fertig gewebte Tuch.

Elle: in Nördlingen rund 60 cm

Exempel: (warnendes) Beispiel

Faktor: Leiter einer auswärtigen Handelsniederlassung.

Fuß: in Nördlingen rund 30 cm

Halsgerichtsordnung: »Carolina«, 1532 von Kaiser Karl V., erstes allgemeines deutsches Strafrecht

Hellebarde: Spieß mit Axtklinge

Kardier-Eisen: Die fertig gewebten Loden wurden auf dem → Lodanger aufgespannt und die Oberfläche flauschig gemacht. Das geschah bis ins 19. Jahrhundert hinein mit den stacheligen Blütenköpfen der Kardendistel. Doch gab es schon zu Kratzers Zeiten Bestrebungen, das »Kardieren« nicht mit Distelköpfen, sondern rascher und kostengünstiger mit einer Art Drahtbürste vorzunehmen. In diesen so genannten Kardier-Eisen sah die konservative Zunft ein Sinnbild für den Niedergang des Loderhandwerks.

kujonieren: schikanieren, quälen

Lodanger: In Nördlingen ein Grasplatz an der Stadtmauer, wo die etwa 30 Meter langen Loden zum Trocknen und zum Karden (→ Kardier-Eisen) aufgespannt wurden. Im Stadtplan von Zeidler (S. 4/5) ist der Lodanger eingezeichnet. Die aufgespannten Loden sind deutlich zu erkennen.

Marketenderin: Wirtin und Händlerin, die Truppenteile während eines Feldzuges begleitete.

ranzionieren: loskaufen

Schaube: Ein mantelartiger, offener Überwurf für Männer. Mit weiten Ärmeln und in der Regel mit kostbarer Pelzverbrämung.

Schlickwolle: Bevor Wollfäden zu Loden verwebt werden konnten, mussten sie glatt und steif gemacht werden. Deshalb überzog man sie mit »Schlick«, einer Mischung aus Mehlkleister und Talg. Das geschah mittels Bürsten, in deren Borsten dann Wollfasern hängen blieben. Da diese Fasern zu dünn und zu kurz

für eine weitere Verarbeitung waren, hatte die Zunft sie zu Abfall erklärt. Weil aber neue Wolle überaus teuer war, mischten ihr die Lodweber trotz strengen Verbots immer wieder Schlickwolle bei.

Tuchscherer: Das durch Karden (siehe Kardier-Eisen) flauschig gemachte Lodentuch konnte weiter geglättet und geschönt werden, indem es »geschoren« wurde. Das besorgten Tuschscherer mit großen Scheren – eine schwierige Arbeit, die spezielle Kenntnisse erforderte, weshalb sich die Tuchschererei schon im 12. Jahrhundert zu einem eigenständigen Handwerk entwickelte.

Ungelt: Verbrauchssteuer

Zunft: Im 12./13. Jahrhundert strömten Handwerker vom Land in die Städte. Um Konkurrenzkämpfe untereinander einzudämmen, die Qualität der Waren zu sichern und um in Notfällen einander zu helfen, schlossen sie sich zu Zünften zusammen. »Unzünftige« Handwerker wurden nicht geduldet. Die Zunftordnung war damals ein Fortschritt, weil sie allen Handwerkern zugute kam und weil sie die Arbeitsergiebigkeit steigerte: Die Handwerker konnten sich spezialisieren und neue Arbeitsweisen und Werkzeuge entwickeln. Dadurch stiegen aber auch die Kosten der Produktion, was die reichen Meister begünstigte. Und: Schon im 14. Jahrhundert hatten viele Gesellen keine Chance, Meister zu werden, weil sie das nötige Startkapital nicht besaßen. Auch bestand nun die Arbeit in den meisten Handwerken aus voneinander getrennten Produktionsschritten, so dass die Meister zum Teil angelernte Kräfte einstellen konnten. Auch davon profitierten besonders die reichen Meister. Sie wurden mächtig und benutzten die Zunftordnung, um die kleinen Meister klein zu halten und um die Gesellen auszubeuten. Im 16. Jahrhundert verkamen die Zünfte endgültig zu reaktionären Interessenvereinigungen der großen Meister.

Dietlof Reiche

©Beltz & Gelberg

Dietlof Reiche, geboren 1941 in Dresden, ist in Nördlingen und im Taunus aufgewachsen. Er studierte Maschinenbau; heute lebt er als freischaffender Autor

in Hamburg.

Bei Beltz & Gelberg erschienen auch die historischen Romane *Der verlorene Frühling* und *Zeit der Freiheit* sowie die beliebten *Freddy*-Romane.